

15. FEBRUAR 1888.

WIENER MODE



Spil





G r a z.

Sei gerührt von meinem Flatter,
Zu reizende Grazienfalt;

Tu ruhst wie ein prangender Falter
Auf einem Lorbeerblatt.

Robert Hamerling

Wiener Modebericht.

Von Jenny Neumann.

Der Fasching ist zu Ende, und schweren Herzens entschließen sich unsere frommen Damen, in den Fasten — weiter zu tanzen. Leider ist kein anderer Ausweg möglich; man kann doch nicht, nachdem man sich so mühsam an's Wachbleiben gewöhnt, plötzlich wieder pünktlich zu Bette gehen. Und wenn jüst keine hübsche Gelegenheit vorhanden, bei der Musik die Füßchen zu regen, begnügt man sich mit der Bewegung der Hände und applandirt recht fleißig in Theatern und Concerten, nur um die Zeit der ersten Nachtstunden würdig zu verbringen. Bis eines Tages der Morgen wieder so schön geworden, daß man ihm gerne die Freuden des Abends opfert, — dann durchzieht ein Ahnen von Weilschndust und Lenzeswehen die Brust, die Augen wenden sich empört von den welken Ballblumen und suchen sehnsüchtig ein frisches, grünes Knospentreis. Doch bis dahin wird noch so mancher Wintersturm mit wilden Armen den Stephansthurm umfassen; deshalb ist's praktisch, die Frühlingsträume noch nicht auf die Toilette auszudehnen und vorerst von warmen, schützenden Hüllen zu erzählen! Dieselben erscheinen zur Stunde in den Farben »Loutre« und »Kastanienbraun« die man mit Roth, Blau oder Beige mengt. Auch Grün und Granatroth werden miteinander vermählt, doch muß es da eine noble Hochzeit eleganter Stoffe geben, sonst wird die Ehe äußerst unglücklich. Die Farbe »Melitta«, die auf der Toilette unseres Umschlagbildes erscheint, ist eine Doation unserer Stoff-Fabrikanten für Grillparzer. Wie man sieht, haben diese Herren auch poetische Stunden, nicht nur wenn es sich um die Erzeugung von Ball-Nuancen handelt. Die Pflanzenfarbe ist nach wie vor sehr geschätzt, besonders genügsame Gemüther ehren in ihr eine winterliche Erinnerung an die herbstlichen, frucht-

beladenen Bäume. Ephengrün tritt recht hübsch in Wollstoff auf, doch darf man es auf keinen Fall mit Schwarz einen, während es zu hellem Fond ungemein gut kleidet.

Die Façon hat von den Tüll-Kleidern einiges profitirt, vorerst die haushigen Faltenröcke, dann die feiche Troussirung en laveuse, die nahezu ein Viertelmeter breiten Empire-Gürtel aus Moiré mit den rückwärts tief herabwallenden Schleifenenden und die Fichu-Arrangements der Taillen. Die letzteren haben, statt der üblichen zwei, oft sechs Randspitzen, drei an der Vorderseite, drei an der Rückenseite. Der Mittel- und Rückenspitze sind in der althergebrachten Art geschnitten, die Seitenspitzen bilden Ausläufer der Seitentheile, was eine erhebliche Verlängerung derselben nöthig macht. Ueberhaupt sind die Taillen nach unten zu gewachsen, eine Neuerung, die schon alt genug war, um wieder zu erscheinen. Die Polonaise schmeichelt sich immer mehr in's Herz der älteren Frauen ein, und so sehr diese deren Namensvetter als Ballanfänger hassen gelernt, lieben sie den bequemen Genossen des glatten oder gefalteten Rockes. Die Polonaise ist meist an der Vorderseite untroussirt, mit einer tief herabhängenden Fortsetzung der Brusttheile oder mit einem Ansätze versehen, über dem die langen, runden Taillen-Enden liegen. Die letzteren sind meist bis zum Rücken mit Passementerie bedeckt oder durch Taschen geziert, welche den Roccoco-Toiletten abgeguckt wurden und sich so gut in's Wienerische übersezen ließen, wie ein lustiger französischer Roman.



Nr. 1. Negligé-Jacke aus Surah. (Schnitt hierzu im Schnittbogen zu Heft 5.)

Eine entschiedene Novität der Saison sind Theater-Taillen aus weißem, blauem, rothem oder rosa Flanell, die in der Art der Marien-Leibchen angefertigt werden. Dieselben sind spitz decolletirt und werden von

handgeschlungenen Bögen begrenzt. Die Ärmel reichen bis zum Ellbogen und sind gleichfalls mit geschlungenen Enden verziert. Am Obertheile befindet sich ein längliches Gitter mit geschlungenem Rahmen, das von dicken Seidensäden gebildet ist.

Die Flanell-Theater-Taillen haben vorerst den Vortheil der Billigkeit, außerdem ist's auch eine gesunde Tracht, die unseren Hygienikern fast so viel Freude macht wie ein gelungener Congress. Andere Theater-tailen huldigen, wie unsere Abbildung in der heutigen Nummer zeigt, dem alt-deutschen Genre.

Elegant sind Theater-Taillen in der Form der Panzerleiber; an einen schönen Körper geschmiegt, vermögen sie mehr Unheil anzurichten, als manche Panzerfregatte, und die Herremwelt sei daher vor dieser Mode rechtzeitig gewarnt. Die Panzerleiber schneidet man aus buntem

Sammt oder Peluche, sticht sie durchaus mit Goldfitter, auf welchem je eine Goldperle als Schwerstein ruht. Diese Tailen reichen bis zum Kasse und sind an der Rückseite mittelst Goldschnürriemern verschlossen, ja, auch der Obertheil der Ärmel ist in der Mitte geschnitten und mit Goldschnürriemern gefesselt.

Für die Classifierabende der Burg hat man Hamlet-Blousen erfunden. Diese ersten Hüllen sind aus schwarzem Sammt geschnitten und mit anliegenden Rückentheilen versehen; die Vordertheile sind locker über feste Futtertheile gelegt, ein schwarzer Moirégürtel mit weißem Guipurespitzen-Ueberzug hält sie nieder. Ein schmaler weißer Guipurevolant umrahmt tragenartig den Hals und läßt eine winzige Ausschnittspitze frei. Die Ärmel zieren Spitzenmanchetten oder Spitzenkrausen. In den Vorstadt-Theatern cultiviren die Besucherinnen selige »Mikado«-Erinnerungen, die übrigens das Theater an der Wien durch eine Aufführung des genannten Werkes actualisirt. Die Mikado-Jacken sind ganz ohne Tailenmarkirung verfertigt, sie mahnen fast an jene schwinglosen Hüllen, welche die ideale Tracht unserer Kinderfrauen bilden. Die Vordertheile ohne Brustnähte werden schief übereinander gelegt, von einem Kragen ist keine Spur vorhanden; das Material hiezu bietet bunter, japanesischer Seidenstoff, mit Gold und Silber reich ein-



Nr. 2 und 3. Abend-Toilette aus hellblauem gestreiftem Crêpe de Chine, Genre Watteau. (Vorder- und Rückansicht.)

gewirkt. Besonders geschickte Damen können auch glatte Surah- oder Foulardstoffe selbst nach japanesischen Vorlagen sticken und so eine kostengünstige Naturalisirung erzielen.

Der Mittwoch bringt uns auch die traditionelle Verpflichtung, von neuen Trauertouilletten zu erzählen, die sich übrigens von ihren alten Collegen nicht allzu sehr unterscheiden. Sehr passend ist es, dieselben möglichst wallend und untrouffirt zu arrangiren; ein Besatz von chiffonirtem Crêpe tritt in Biasform auch auf dem Rocke auf; ein Crêpeschleier ist an der Taille fischuartig arrangirt. Für Halbtrauer sind graue Eisenspitzen sehr gesucht, welche das Gilet schmücken und in die Falten der Jupe eingelegt werden. Auch Faisperlen und Grelots, die so recht an Thränen erinnern, liebt man, doch ihr Klirren

nimmt häufig einen verheißenden, fröhlichen Klang an und lenkt den träben Sinn hinüber zu hoffnungsvollerem Denken.

Und noch an etwas Anderes erinnert das Klirren: an den Klang der Thorglocken, die nun von fröhlichen Menschenkindern Nachts so häufig gezogen werden, bis ihr Tönen immer seltener erklingt, und die Welt wieder beginnt, den Schlag der zehnten Stunde daheim zu begrüßen. Die bürgerlichen Hausmeister, sehen dieser Einkehr und Heimkehr mit gemischten Gefühlen entgegen; der hochadelige Portier aber gedenkt mit stolzem Behagen jener Stunde, in welcher nicht der Erstbeste, der zufällig — geladen ist, das Recht erringt, das von ihm so sorgsam gehütete Palais zu betreten, ja sogar darin zu verweilen. Gottlob, bald ist's mit der Herrlichkeit der durch den Fasching geadelten Tänzer vorbei, ihr Diplom vermag keine strenge Fastenbeurtheilung zu vertragen, am allerwenigsten in den Augen des Herrn Portiers.



„Geschmacksünden.“

Von E. Zehner.



Vorüber ist Weihnacht!

Was da prangte unter dem stattlichen Tannenbaum und in seiner zahllosen Lichtlein Glanz lustig schimmerte, liegt nun wohl verwahrt in Kisten und Kästen oder brüftet sich noch als zugleich praktisches Hand- oder Hausgeräth.

Auch Neujahr ist vorüber und hat allerorten seinen Dohlen entrichtet, obwohl zu diesem Feste nicht jenes Sorgen, Mühen, Fragen, endlich verstoßenes Arbeiten und ängstliches Harren auf das Vorhalten der Monteure nöthig war, wie zu Christmeh. Nun die Freude vorüber, die Sorge überstanden, die zahllosen Handarbeiten beendet sind, womit Papa und Mama, Bruder und Schwester, Tante und Onkel, wohl auch ein Haus- oder Herzensfreund zur Freude und manchmal auch zum Schreck, überrascht wurde, brauchen wir nicht zu fürchten, als Störenfried oder hämischer Neider, der leer ausgegangen ist, zu gelten, wenn wir einem Herzensbedürfnis Rechnung tragen und uns ein Wort über so grohen, übel angewandten Fleiß, den so viele kleine und zarte Hände geschmack- und zwecklosen Arbeiten zu Theil werden lassen, erlauben.

Nur um die kleinen Mädchen an Beschäftigung zu gewöhnen, wird ihnen schon das Strickzeug und die Häkelnadel in die Hand gegeben, und Dank der Einseitigkeit und Einfachheit dieser Werkzeuge ist es mit ihnen unmöglich, sich weit von den Formen zu entfernen, die damit gefertigt werden dürfen. Es ist also der Geschmackslosigkeit schon technisch — mindestens in Bezug auf Form, wenn auch noch nicht auf Farbe — ein Niegel vorgehoben.

Gefährlich aber in dieser Hinsicht ist schon der Canvas, auf welchem die wohlgezähnten Kreuzel zu Formen, und irgendwo aufgespeichert gewesene Vorkreffe zu einem Farbenpiel vereint werden können, welches allem guten Geschmack und Kunstverständnis im tollsten Uebermuth und der erschreckendsten Naivetät eine Nase dreht.

Freilich wird man mir einwenden: die Kleine sollte ja nur beschäftigt werden, ruhig sitzen und die Fertigkeit in der Handhabung des Werkzeuges sich aneignen lernen, und das wurde erreicht.

Aber dabei hat man vergessen, daß bei solchem Thun sich das Auge von frühesten Jugend an gewöhnt, die geschmackloosesten und zweckwidrigsten Formen ungestört und gedankenlos zu betrachten, und das gerade in einem Alter, wo alle Eindrücke zu den festesten Gewohnheiten fürs ganze Leben werden können. Man übersieht, daß das junge Wesen durch Beschäftigung mit zwecklosen Arbeiten nicht arbeiten, sondern tändeln lernt, und daß sein Geschmack, sein Schönheitsgefühl sich gar nicht oder nur in sehr nachtheiliger und schlechter Weise betheiligen kann; ungefähr wie das eines Wilden, wenn er seine Haut mit den abentheuerlichsten Farben tätowirt, um seinen Feinden Entsetzen und Furcht einzujagen!

Wir übertreiben hier gewiß nicht, sondern haben Thatsachen im Auge, welche sich Jedem tagtäglich aufdrängen, sobald er prüfenden Auges nach den Arbeiten sieht, die kleine Kinder- oder zarte Frauenhände bei einem Besuche zur Seite legen.

Auch sei es fern von uns, nur schelten zu wollen, sondern wir halten es für die Pflicht der „Wiener Mode“, auch damit den Anfang zu machen, daß wir offen unsere Meinung aussprechen, wo wir die fleißigen Vertreterinnen des schönen Geschlechtes eine ästhetisch verfehlte Bahn wandeln sehen.

In einer Zeit wie die unsere, in welcher sich ein allgemeines Bedürfnis nach Stolzgerechtigkeit geltend macht, einer Periode, in welcher das österreichische Museum für Kunst und Gewerbe, als eine Mutteranstalt für die gesammte gebildete Welt, seine belehrenden Sammlungen nach allen Provinzen der Monarchie sendet, um veredelnd auf die localen



Nr. 4. Tiner-Toilette. (Seitenansicht Nr. 5, Seite 4.)

Industriezweige bezüglich ihrer Kunstform-Entwicklung zu wirken: da scheint es für unser neues Blatt nicht nur erlaubt, sondern geradezu eine Pflicht, auf den Einfluß hinzuweisen, welchen die vermögenden und höhergebildeten Kreise auf diejenigen Volksschichten auszuüben im Stande, ja berufen sind, welche zu einer verständnißvollen Verwendung von Kunstformen bei ihrer gewerblichen Bethätigung noch nicht gekommen sind.

Um dies aber zu erreichen, muß schon bei der Wahl der Arbeit für die zarte Jugend mit Vorsicht und Absicht vorgegangen werden; denn mit der ersten handarbeitlichen Bethätigung kann der Geschmack der Kleinen gebildet oder verbildet werden.

Wir sind uns ganz klar darüber, daß in unserer rasch pulsirenden Zeit der Geschmack an den uns überkommenen Kunstformen ebenso rasch wechselt wie die Mode, — und die Mode, jener nicht zu übersehende und tief eingreifende Factor, der auf gewisse industrielle Kreise den lebenskräftigsten Einfluß ausübt, ist auch zugleich der Motor, welcher einem großen Theil des Capitals die fortwährende Bewegung in der Gesellschaft sichert, und so in national-ökonomischer Beziehung von außerordentlicher Bedeutung wird.

Es ist somit begreiflich, daß das richtige Verständnis für das, was Styl ist, durch die Macht und den raschen Wechsel der Mode zurückgedrängt wird.

Wir haben vor wenig Jahren uns Alle alldemselben eingerichtet; in wenigen vornehmen Häusern fehlte ein chinesisches Boudoir oder ein orientalisches Rauchsalon; im Parterre war irgendwo eine echte Vauventhube; über dem Portal halgten sich einige barocke Jungens, und das Vestibul schimmerte im Schwanze pompejanischer Wanddecorations-Effekte.

Bei einer solchen Anhäufung von Stylarten wird es allerdings schwer, seine ästhetische Geschmacksempfindung stylrein zu halten; aber der aufmerksame Beobachter wird auch über solche Erscheinungen nicht leichtfertig hinweggehen und urtheilend prüfen, was Alle treibt und bewegt; er wird der tiefliegenden Ursache nachspüren und vielleicht finden, daß auch hier die große Gesellschaft einem ewigen, unabänderlichen Gesetze folgt; daß die Mode eben ein notwendiges Bewegungsmoment in dem gesellschaftlichen Organismus ist, und daß mit ihr, trotz mancher durch sie hervorgerufenen Uebelstände, doch immer und immer wieder gerechnet werden muß.

Aber er wird auch erkennen, daß es nothwendig ist, die Macht der Mode zu beschränken auf das ihr angewiesene und gewiß sehr große Gebiet; daß es nothwendig ist, ihr die Grundprincipien des Schönen immer vor Augen zu halten, und den Begriff Styl in seinen Elementen ihr unverwischlich auf ihr flatterndes Banner zu schreiben.

Es liegt uns fern, eine in die Breite gezogene Styldefinition geben zu wollen; aber ganz umgehen können wir diesen Punkt denn doch nicht.

Alles Schaffen des Menschen ist zunächst auf irgend einen praktischen Zweck gerichtet, und erst wenn dieser erreicht ist, beginnt die Absicht, das Werk zu schmücken.

Natürlich sehen wir hier von dem rein künstlerischen Schaffen ab und behalten zunächst nur die Arbeit und die ihr zukommende, kunstverwandte Ausschmückung im Auge.

Sobald aber der erste Zweck der Arbeiten ein im praktischen Leben wurzelnder ist, wird auch derjenige, der diesen Zweck anstrebt, vor Allen solche Formen wählen, welche ihm auf die einfachste und handlichste Art entsprechen. Daran geht hervor, daß man eben schon den ersten Schritt verfehlt, wenn man zwecklose Arbeiten selber fertigt und die Kinder nur des lieben Stillesehens wegen fertigen läßt, und weiter, daß nur durch einen angestrebten Zweck, welcher einem Bedürfnis der schaffenden Person und ihrer Zeit entspricht, eine Form gefunden wird, die das Gepräge dieser Ursachen an sich trägt, also stylgerecht ist.

Der Zweck eines Gegenstandes ist also somit die erste und natürlichste Bedingung für den Styl, der Ausgangspunkt für das Entstehen des Objectes, und er muß deshalb in erster Reihe an dem fertigen Objecte durch die Form zum Ausdruck kommen.

Wenn dann noch eine decorative Ausschmückung Platz greifen soll, so ist es somit selbstverständlich, daß durch sie dieser Ausdruck des Zweckes am Objecte nicht wieder verwischt, sondern im Gegentheil gehoben werde.



Nr. 6. Straßen-Toilette mit Mantel.

Gerade in dieser Hinsicht aber sehen wir bei Verwendung von Schmud-
formen die absonderlichsten Verirrungen.

Mit der größten Seelenruhe sitzt die fleißige Hand einer Dame einen
Fudel oder eine Trauerweide in den Spiegel einer Reisetasche; das Porträt
eines beliebigen Künstlers auf ein Sophalissen; legt einen aus Wolle ge-
stickten Canarienvogel sammt Nest und Brut auf den Lampencylinder und
malt mit der Nadel im zierlichsten, mühsamsten Gobelstich eine Winter-
landschaft auf einen Schirm, — bestimmt vor den glühenden Ofen gestellt
zu werden.

Manche junge Dame breitet mit dem größten Hausfrauenstolz ein
altes Altartuch vor ihre Gäste, und mitten durch den Tischläufer zeigt sich
ganz unverschämte der gestickte Saum eines häuerlichen Bettuches.

Nun wird man einwenden, daß ein Altartuch auch ein Tischtuch ist,
und ein Credenztuch dieselbe Saumverzierung tragen kann wie ein Bettuch,

wenn man viel-
leicht auch zu-
gibt, daß die
erstgenannten
Geschmadsver-
irrungen wohl
unverzeihlich,
aber auch schon
zum Theile ein
überwundener
Standpunkt sind.

Wenn aber in
der Vordure des
Tischtuches Stelch
und Konstranze
eingewebt sind,
— was dann?

Und wenn am
Handtuchsaum
grünliche Nist-
geburten von
Hirschen und Ha-
sen in toller
Jagd einander
folgen; wenn
neben unserem
Convert auf der
Serviette die ge-
fräßigsten
Greisen auf jeden
guten Bissen lau-
ern, der uns
durch die besorgte
Hausfrau mit
liebendwürdigster
Sorgfalt gereicht
wurde; wenn wir
aus Porzellan-
rosen, die innen
schwer vergoldet
sind, unseren
Kaffee nehmen
und die Cigarren-
asche in eine
Hundehütte aus
Bronze streifen,
oder den Zucker
aus einer hohlen
Denne von Por-
zellan holen
sollen: wo ist
da der Zweck,
welcher das Ob-
ject hervorge-
rufen, noch zu
erkennen, wo die



Nr. 7. Theaterkleid aus Epheu. (Gegenansicht Nr. 8.)

Form, die diesem Zweck entspricht, und wo also überhaupt das Verständniß
für einen zweckentsprechenden Decor?

Solche Sünden begeht in erster Linie der Sport. Mit einer wahren
Spitzfindigkeit werden die widersinnigsten Formen den Zwecken angepaßt, so
daß es ein förmliches Errathen gilt, wozu sich die oft sehr kostbaren Objecte
verwenden lassen.

Da steht ein stüchtiges Bicycle als Tintensaß, ein Kehlfuß als Thermo-
meter, ein gebrochenes Wagenrad als Federträger, eine Fodexlapppe als
Nischenbecher, ein Hufeisen — von einer Größe, daß es für ein Mammuth zu
groß gewesen wäre — als Träger für Spazierstöcke und zierliche Reitgerten
u. s. f. ins Unendliche. In dieser verständnißlosen Anwendung von Schmud
aber liegt erst eine Geschmadsünde; die zweite ist die Zusammenfassung
von zeitlich und örtlich getrennten Kunstformen.

Wenn wir erkennen, daß Styl die Art und Weise ist, wie in einer
bestimmten Zeit von einer bestimmten Nation zu einem bestimmten Zwecke
gefertigte Objecte geformt und geschmückt wurden, so müssen wir doch vor
Allem, wo es uns an eigenen Formen fehlt, darauf achten, daß die ent-
lehnten Formen wenigstens Einer Stylart angehören.

Dies einzubalten ist allerdings nicht leicht, denn hier leitet uns nur
mehr wirkliche Stylkenntniß, nicht, wie im ersten Fall, ein angeborenes
Tactgefühl.

Zunächst aber sollte man glauben, daß man einem streng stylisirten
Muster, wie griechische und orientalische Formen auf Teppichen sie zeigen,

nicht ein Bouquet der herrlichsten Wiesen-
und Feldblumen in natürlichster Form und
Farbengebung einfügen wird, und doch kann
man derartige Arbeiten sehen, die es wirklich
verdienen, mit Füßen getreten zu werden.

Eine Garnitur solider Salon-Möbel,
bestimmt, in jedem Hause ein comfor-
tables Heim auch dem beliebtesten Bewohner
zu bieten, mit einem Barockstoffe zu über-
ziehen, auf dem die prächtigsten Schäfer-
geschichten sich abspielen, oder mit einem
japanischen Muster, das zwischen leichte
Bambusstäbe zu spannen bestimmt war:
das sind doch gewiß anfallende, unverzeih-
liche Geschmadsünden.

Hier hat man eben zeitlich und räum-
lich getrennte Formen verständnißlos zu-
sammengespinnelt und zugleich den ersten
Schritt zur dritten Geschmadsünde gethan:
nämlich zur Anwendung von Schmudformen,
die dem Material des Objectes widersprechen.
Hier sündigen in der hervorragendsten Weise
die Frauen. Auf dem Tummelplatz der
beiden ersten ästhetischen Laster haben sich
Männer und Frauen redlich in die Schuld
getheilt; hier aber gehört vor Allem dem
schönen Geschlechte die Palme.

Im ersten Falle hatte der Erzeugende,
im Hinblick auf seinen Erwerb, die Rech-
fertigung, daß das Publikum just solche
Dinge kauft, und er selbst doch vor Allem
dem Wunsche seiner Kunden Rechnung tragen
müsse; und manche Dame durfte mit Recht
behaupten, daß man von ihr nicht verlangen
könne, alle Stylarten zu studiren, um keine
Geschmadsünden zu begehen.

Alein auf dem Gebiete dieses dritten
ästhetischen Vergehens macht sich eine förm-
liche Sucht nach Widerspenstigkeit gegen alle Regeln des guten Geschmades
geltend, und zwar wird hier mit einer Grausamkeit gegen die eigene Person
und ihr Können, mit einer gewaltsamen Unterdrückung des natürlichen
Sichaussehens der Empfindung gegen das Widersinnige, das da geboren
werden soll, vorgegangen, daß alle Milderungsgründe vor dem Richterstuhle
des Schönen schwinden, und nur die erschwerenden Momente sich monumental
aufthürmen.

Es ist nicht gar zu lange her, daß man aus Fruchtkörnern allerlei
Bilder herzustellen versuchte, daß man Menschenhaar — natürlich das eines
geliebten Hauptes — zu Stidereien verwendete, oder Halsketten und Ringe
zum theuren Angedenken daraus
flocht. Wir kennen noch aus
Fischschuppen hergestellte Blu-
menbouquets unter Rahmen
und Glas, und fast noch der
letzten Zeit gehören kostbare
Blumenzierden aus — sage:
aus Juchtenleder an.

Solche Widersinnigkeiten
sind bei einfacher Aufzählung
für Jedermann trüb in die
Augen springend, und doch haben
sie noch vor nicht gar zu
langer Zeit unsere Salons ge-
schmückt. — Was aber wird nicht
heute noch geleistet in Photo-
graphie-Rahmen aus Cigarren-
stroh und sogenanntem Wald-
mosaik; in Wahrheit ein ganz
geschmadsloses Ansehen von
Eicheln und Tannenzapfen an
die rohesten Formen der Baum-
rinde. — Und seit die Laub-
sägearbeit sich dem Publikum
so aufdringlich gemacht hat, sehe
man doch einmal zu, was der
Jugend an Geschmadsverderb-
lichem geboten wird. Ganze
Palmenhaine mit orientalischer
Staffage, ja Springbrunnen
und Wasserfälle muß das zier-
liche Sägeblatt aus dem dünnen,
willigen Holze formen. Wie sie
gerathen, ist einerlei; immer
aber wird die erstaunliche Ge-
schicklichkeit des kleinen Künstlers
bewundert, statt das arme Kind
zu bedauern und seine Geschmads-
verderber zu bestrafen.

Vor dieser Weihnachts-
saison war in der Auslage eines
Geschäftes ein solcherart aus-
gefügter Christus zu sehen, der
gleichzeitig als Wasserschale
diente! — Ein dünnes Brettlein,



Nr. 8. Theaterkleid.
Gegenansicht zu Nr. 7.



Nr. 5. Dinner-Toilette.
(Seitenansicht zu Nr. 4. Seite 3.)



das nur eine Silhouette erlaubt, für solche Zwecke auszunutzen, ist unter keiner Bedingung gestattet.

Und wenn man dann noch in Erwägung zieht, daß diese Geschäfte ziemlich hohe Preise stellen, so wird man uns zugeben, daß sie nicht auf Kunden aus den unteren, unbemittelten Sphären rechnen, sondern ihre Abnehmer aus den vermögenden Schichten der Gesellschaft sich zu holen wissen.

Die Laubjägerarbeit an sich, ist für das junge Volk eine anregende und nützliche Beschäftigung; aber man muß

bei Mustern bleiben, die nur in ihrer Contour wirken, mithin einen schönen Linienzug aufweisen. Geht man weiter, so entsteht Widersinniges und Unschönes.

Ein gleiches Mißverhältniß zwischen Material und schmückerer Form findet sich aber auch bei vielen Stickereien, wo dem Faden und der Nadel Dinge zugemuthet werden, die zum Mindesten unmöglich sind. Nicht nur, daß mittelst des Kreuzstichs, das doch immer eine edige Grundform bleibt, und also nur zu geradlinigen Dessins verwendet werden sollte, ganz ungeheuerliche Formen, wie natürlich scheinende Blumen, Thiere, ja ganze Menschengestalten in ihren natürlichsten Formen gebildet werden; man scheut sich gar nicht, solche Wollstickereien auch noch zu scheeren, um ihnen damit entweder noch mehr Unnatürlichkeit zu geben oder sie für die profansten Zwecke bequemer zu machen.

Dieser gehören auch jene Arbeiten in Stiefstich, wo versucht wird, die heitersten Kindergesellschaften bei ihrem bewegten und anmuthigen Treiben auf die Leinwand zu nähern. Und da die Bordurestickereien um ein Billiges die reizendsten Figuren willig auf die Leinwand drucken, so kann selbst das

halberwachsene Mädchenthum mechanisch seine Fäden ziehen und doch ein kleines Genrebild auf die Leinwand zaubern. »Aber fragt mich nur nicht wie!...«

All das Gesagte nun zusammenfassend, wird man uns die Existenz dieser Geschmacksünden wohl zugeben müssen und es erklärlich finden, daß wir nur dann eine Umkehr erwarten dürfen, wenn dieselbe von den gebildeten Gesellschaftsschichten ausgeht. Wenn die obersten Classen mit rücksichtsloser Strenge Alles zurückweisen werden, was gegen den guten Geschmack sündigt; wenn man, durchdrungen von dieser gewiß edlen Mission, bei der Jugend schon alles den Geschmack Verderbende vermeidet und selbst der Mode immer nur in gewissen Schranken Rechnung trägt; wenn man sich zwingt, vom bloßen Reiz der Neuheit nicht irreführt zu werden, und die Objecte nur ein wenig auf ihren Geschmack prüft: dann wird aus der Hand fleißiger Damen nichts Geschmackloses hervorgehen und ihre Börse für solche Dinge sich nicht öffnen. Dann aber wird auch das Luxusbedürfniß der Reichen zum Segen werden für den arbeitenden Minderbemittelten; er wird Antheil haben an dem geklärten Schönheitsbedürfniß seiner Kunden; seine Arbeitslust wird wachsen, sein Geschmack und mit diesem sein ganzes Wesen sich veredeln, dadurch sein Ehrgeiz und seine Verbegierde gewedt und er so zugleich ferngehalten werden von jedem neid-erfüllten Haß gegen den Comfort des Reichen.

Es mag vielleicht den Anschein haben, als wenn wir uns erlauben, zu lähne Consequenzen an so geringfügige Anfänge zu knüpfen, allein nach erster Betrachtung der vorerwähnten tatsächlichen Verhältnisse wird man uns gerechter beurtheilen und einräumen, daß durch den gegebenen Rahmen eine solche Perspektive wohl möglich ist, und daß die Geschmacksünde, wie jede Sünde, einem tödtlichen Pilze gleich, allüberall hin ihre verderbenbringenden Keime trägt.



Nr. 9. Theater-Taille aus Surah.

Beschreibung der in diesem Hefte dargestellten Toiletten.

Unser Umschlagbild: Zwei Promenade-Toiletten. Material der Toilette Fig. 1: Grüner Sammt mit grünem, kräftigem Diagonal. Der Rock besteht aus grünem Sammt, auf das Devant sind mit grün abgetönter Seide Arabeskenmotive gestickt. Die Redingote aus Diagonal ist an der Taille angeheftet; zwei Vorderansätze laufen bis zum Saume des Kleides in schräger Richtung aus, ihre Rückenlinie ist gerade und wird mit einem grünen Sammtbais besetzt. Das rückwärtige Arrangement bleibt gerade herabfallend, an der linken Seite in vier tiefe Falten gelegt, an der rechten ist eine kurze, mit Sammt besetzte Hohlkante, die im Schluß mit einer Fassetterie abgegrenzt erscheint. An der Vorderseite befindet sich ein gesticktes, grünes Sammtplastron, das durch ein glattes Sammtmieder abgeschlossen ist; an der Rückenseite geht das gestickte Plastron bis zum Taillen-Ende. Der hellgraue, breitrandige Filzhut ist rückwärts aufgebogen und über die Kappe mit grün und grau schattirten Federn gepußt. Toilette Fig. 2. Material Moire antique-Pelin, in der Nuance Melitta mit Corail-Streifchen und Schafwoll-Serge, gleichfalls Melitta. Der Rock aus hohen, breiten Plissee in spitze Fäden auslaufend, ist aus dem gestreiften Moire geschnitten, während der Plissee, auf dem er liegt, aus Serge ist. Vorne befindet sich eine in tiefe Falten eingelegte Schärpe, die in einen scharfen Spitz ausläuft, welche auf einer Seite von einem Plissee ausgeht, auf der anderen Seite durch eine Falte, welche mit zwei Knopflöchern versehen ist, gezogen wird und dann in ein Ende ausläuft. Die rückwärtige Tronsfirung ist in der Mitte getheilt und bildet zwei dreieckige Enden. Das Mantelet ist aus Serge mit melittafarbigem Bändern, die mit Corailband gefüllt sind. Die Bänder halten den Kragen am Rücktheile nieder und enden dann in reiche Schleifen. Der Manteletkragen ist vorne spitz geschnitten mit reichem Bänderschmuck. Das Capote ist aus Melitta-Sammt, mit einem Federgesteck und mit nuancirtem Bindband. (Rückansichten hiezu Seite 8)

Abbildung Nr. 1, Seite 1. Négligéjade aus Surah, aus dem Atelier A. Rothstern, Wien. Die Jade ist rückwärts ganz glatt und einfach gehalten. Vorne befindet sich ein loses, weißes Spitzenabot, dessen Theile in der Mitte übereinander gehen und seitwärts eingestekt sind. Vom Halse an gehen niedergesteppte, dann loser werdende Falten, durch welche unterhalb der Taille ein Gürtelband gezogen



Nr. 10. Extrée-Toilette aus Pelin und pergesticktem Tüll.



Nr. 11. Wagen-Toilette für ein junges Mädchen.

ist, das leicht geknüpft wird. Das Spitzenjabot biegt sich nach innen, ist auf die festen Futtertheile genäht und flattert dann wieder ungezwungen herab. Am Halse ist ein mit Spitzen besetzter Kestiffinnen-tragen sichtbar, der rückwärts geschlossen wird. Die Ärmel sind in ihren Obertheilen gefaltet, bilden dann, plötzlich lose gehalten, kleine Puffen, und sind nächst den umgeschlagenen kleinen Manchetten mit Seidenstoffen niedergestept, die Manchetten selbst werden mit Spitzen überzogen. Das elegante Toilette-stück ist im Original in Crème-Surah hergestellt, kann aber auch in Cashemir, Voile oder Flanel copirt werden. Schmitt hiez zu unserem Schnittbogen zu Heft 5 der „Wiener Mode“.

Abbildung Nr. 2 und 3, Seite 2. Abend-Toilette. Angefertigt im Atelier Ballentin, Wien. Aus Cröpe de Chine in hellblauer Farbe ist eine duffige Toilette, Genre Watteau geschnitten. Ueber dem Rockpliss liegt ein breiter Spitzenvolant, der nicht reich gezogen worden. Darauf ein Ueberrock, ganz aus hellblauen Noirebändern geformt, die mit den Kanten übereinandergelegt und dann geheftet werden, eine Mode, die wir bereits im Modebericht des Heftes 3 avisiert. Die Heftstücke reichen nur etwas über die halbe Rockbreite; nach unten zu liegen die Bänder lose auf. Die Schürze ist reich gefaltet, sie geht in schräger Linie bis zum Saume und wird dann wieder emporgehoben. Rechts treten bauschige Schärpentheile mit Passementerie-Enden auf, die über den glatten Bandrock geschlungen werden, und welche gleichsam einen Abschluß des gefalteten Fichtheiles der Taille bilden. Rückwärts runde Trouffirung, die aus der bauschigen Watteaufalte entspringt, welche letztere durch eine Bandsperre niedergehalten wird. Die Taille ist blousenartig gefaltet, ein Bandtragen mit gürtelartigem Abschluß tritt hier auf. Ueber die engen Unterärmel, welche zwei Bandbracelets zieren, kommen bauschige Oberärmel, deren Theile am Unterarm übereinander geschlagen werden.

Abbildung Nr. 4 und 5, Seite 3 und 4. Diner-Toilette aus dem Atelier J. Stern, Wien. Damast in der Farbe zartester Pürschblüthen formt



Nr. 12 und 13. Umhülle aus Watelashé mit Federn. Seiten- und Rückansicht.

anliegend geschnitten, die Vorder- und Rücktheile des Oberstoffes sind reich gefaltet und durch einen Sattel aus Cröme-Stidereien, mit rosa Futter abgeschlossen. Die aus drei Puffen und Abschlußmanchetten bestehenden Ärmel sind gefüttert, im Puffenzug sind rosa Gummischürchen eingezogen.

Die Cröme-Manchetten zeigen gleichfalls rosa Futter und sind mit rosa Schleifen, gebildet aus cröme gestickten rosa Pompadour-Bändern, geschmückt. Ein Band der gleichen Art begrenzt die Taille und bildet einen sehr geschmackvollen Spitzgürtel. Material 3/4 Meter Surah. Sehr nett ist die Taille auch in Cröme Voile mit Goldspitzen an Stelle der Stidereien.

Abbildung Nr. 10, Seite 5. Soirée-Toilette. Hellblauer Pelin bildet in reichem Faltenwurf eine imponirend lange Schleppe. Das Devant erstrahlt in feurig gelbem Tüll, auf dem in Gold, weißen und blauen Krystall-Perlen reiche Borduren gestickt sind. Darüber loses Schärpen-Arrangement, am Saume ausgerundete Böden mit Perlenfransen. Die faltigen Ärmel der Spitz-Taille tragen reichen Stidereichmünd; ein gleichfalls gesticktes Blostron schmückt die Taille.



Nr. 14. Promenade-Toilette aus Peluche und Tsch für eine junge Dame.

hier ein sehr pikantes Ganzes. Der reiche Faltenrock zeigt ein Devant von Diamantspigen mit Schleifen-Decoration, von deren Enden Perlenringe herabhängen. Die Taille schmückt ein lose gebundenes Fichu aus Damast, dessen Ränder mit Grelots besetzt sind; darunter liegen duffig arrangierte Spitzen.

Abbildung Nr. 6, Seite 3. Straßen-Toilette mit Mantelet. Ueber einen schwarzen Rock in Nerveilleux, den breite Quetschalten abschließen, liegt ein Devant herrlicher Seidenstidereien (eventuell auch Spitzen oder Sammt). Von rechts nach links geht ein reich gefaltetes Schärpentheil darüber fällt eine Faltenchürze. Das Mantelet ist ziemlich anliegend, am Rande mit Perlenfransen, darüber mit Chemisenfransen besetzt. Ein Passementeriestreifen ist in den Contouren eines Spitzgürtels angenäht. Am Halse befindet sich ein Sammtplastron mit Passementerie-Rand, die Ärmel sind von Passementerie begrenzt. An den Ärmeln erscheint Federnbesatz und Passementerie. Das Mantelet ist rückwärts in die Taille geschnitten.

Abbildung Nr. 7 und 8, Seite 4. Theaterkleid. Aus weißem Atlas ist eine glatte Robe geschnitten, welche die kleidsame Façon Princesse hat. Dieselbe ist völlig von schwarzen Points d'esprit bedeckt. Die letzteren werden am Rock zwanglos als Volant nahe dem Taillenschlusse angenäht und die gezogenen Theile, welche den Leib decken, in möglichst unauffälliger Weise mit ihnen vereint, so daß es den Anschein hat, als ob Alles aus einem Stücke geschnitten wäre. Unter den Achseln sind weiße, schwarzumrandete Bänder angebracht, die bis zum Taillende reichen, dort eine Schleife bilden und dann zwanglos herabfallen. Unterhalb des Halsverschlusses, der am Rücken angebracht ist, sind die Spitzen duffig trouffirt, die am Halse die Form eines Fichus haben; die Ärmel sind halbweit und bauschig gehalten.

Abbildung Nr. 9, Seite 5. Theatertaille aus Surah. Aus Cröme-Surah ist hier ein altddeutsches Leibchen geschnitten, das schlanken Fräuleins sehr willkommen sein dürfte. Das Satin-Futter ist



Nr. 15. Besuchkleid für eine ältere Dame.



Nr. 16. Jacke mit Passementerie-
besatz. (Schnitt hierzu im Schnitt-
bogen zu Heft 5.)

Abbildung Nr. 11, Seite 5. Wagen-
Toilette für ein junges Mädchen.
(Aus der Garderobe der F. F. Hoffschau-
spielerin Fräulein Margarethe Formes.)
Der weiße Tuchrock ist aus einem breiten,
wenig gezogenen Volant gebildet, über welches
bis zum Saume eine weiße Tuchschürze fällt,
die mit rosa-weiß gestreiftem Flanell aus-
geschlagen ist. Rückwärts glatte Falten-
trouffirung; die lange Jackentaille ist mit
einem gestreiften Gilet und schmalen, gestrei-
ften Revers versehen, die rückwärts in einen
nicht allzu großen Matrosenträger enden.
Hierzu auch aufgesetzte Taschen. Der assortirte
Ruff wird aus Wollspitzen geformt und mit
Bandschleifen gepuht. An seiner Oberseite
hat er ein kleines Täschchen für das Sacktuch.
Das gezogene winzige Capote ist mit stehen-
den Schleifen und mit Tuchvolants zierlich
gepuht.

Abbildung Nr. 12 und 13, Seite 6.
Umhülle aus dem Atelier Wallentin, Wien.
Holzbrauner Matelassé, in Arabeskenform mit
gelben Fäden durchzogen, ist hier zu einer
sehr feinen Umhülle geschnitten. Dieselbe
hat lange spitze Vordertheile, darüber gleich-
falls spitze Pelzerinärmel, die an den an-
liegenden Rücktheilen angeheft sind. Eigent-
liche Ärmel fehlen. Das Ganze ist mit braunen Federn verbrämt, während
auf den Rücktheilen, Achseln und an den Seiten Passementerie in beiden
Farben angebracht ist.

Abbildung Nr. 14, Seite 6. Promenade-Toilette für eine
junge Dame. Aus braun in braun gestreiftem Tuch und braunem Peluche
ist ein reizendes Ensemble gebildet worden. Am Rocke befindet sich ein
60 cm hoher Peluchebesatz, rechts eine bis zur Taille gehende, faltige, schiefe
Schürze, die links den Rockeinsatz sehen läßt. Rückwärts wird einfache Falten-
Trouffirung angebracht. Das Jäckchen aus Tuch zeigt ein anliegendes Gilet
aus Peluche, darüber Tuch-Revers und ein Peluche-Plastron. Material zu
dieser Toilette: sechs Meter Peluche zum Preise von drei bis fünf Gulden
per Meter und fünf Meter Tuch à zwei bis vier Gulden. Man kann auch
Peluche ersparen, indem man unter der Schürze und an der Rücken-
trouffirung fällt.

Abbildung Nr. 15, Seite 6.
Besuchkleid für eine ältere
Dame. Aus gewürfeltem Tuch oder
carrirter Seide ist ein Rock ange-
fertigt, dessen Arrangement zu beiden
Seiten gleich ist. Es besteht in ein-
gesetzten Falten die mit großen Perlen
gestickt sind, und welche durch eine
Passementerie-Agrosse abgeschlossen
werden. Die Vorderfalten sind ziemlich
reich gehalten, der Rock ist unterhalb
der Taille drei bis vier Mal gerafft
und rückwärts nahezu gerade. Die
Passementerie der Taille reicht vorne
und rückwärts tief herab und kann
beliebig gewählt werden.

Abbildung Nr. 16, Jacke mit
Passementeriebesatz. (Schnitt hier-
zu im Schnittbogen zu Heft 5.)
Dies einfache Toilettestück ist aus
schwarzem Tuch und mit sch-
warzem Sammtarabesken, die in
Chenillen ausgeführt sind, verziert.
Ränder und Taschenrevers sind mit



Nr. 17 und 18. Straßenkleid mit Goldborden. Vorder- und Rückansicht.

gleichfarbigem Sammt einroulet. Die Arabesken können auf leichte Weise
selbst ausgehät oder in einem Passementeriewaren-Geschäfte fertig
geliefert werden.

Abbildung Nr. 17 und 18. Straßenkleid mit Goldborden.
Ein mastiquefarbiger Rock, zu beiden Seiten nur wenig sichtbar, ist am
Saume mit Goldborden besetzt, die mit bunten Steinen besetzt sind;
darüber prunefarbige, viereckige Vorder- und Seitentheile aus Seide und
lange sehr faltige Cashemir-Draperie. Das rückwärtige Stoffarrangement
ist über die Taille gesteckt. Die letztere trägt ein mastiquefarbiges Gilet,
darüber ein gekreuztes Fichu aus Feine-Seide, einen Goldborden-Kragen
und einen spitzen Goldborden-Gürtel.

Abbildung Nr. 19 und 20. Elegante Besuchs-Toilette in
Cashemir und Seide. Ein glatter, altgrüner Sicilienne-Rock ist am
Saume mit einem kleinen Plisse besetzt. Rechts gehen glatte, Cashemir-
falten bis zum Saume, links wird ein breites, glattes Theil sichtbar,
welches mit einem dunkelgrünen Chenillemeß überspannt ist. Darüber
eine kurze Schärpe, die sich nach rückwärts schlingt und in der Form
eines Spitzes zur Rücktrouffirung gewendet wird. Die Falten der rück-
wärtigen Trouffirung sind gerade gehalten. Um die Taille, die in drei
Wäntergassen ausgeht, ist eine dunkelgrün gewebte Seidenschur gelegt.
Das Vordertheil der Taille ist in Falten gezogen. Das rückwärtige Schärpen-
theil ist mit der Taille in Einem geschnitten und wird dann mittelst Sicher-
heitsbaken an die Schoß befestigt. Vorne sind die Theile rund decolletirt
und mehrfach dicht gezogen. Das eingesezte Plastron mit Stehtragen ist
aus demselben Stoffe wie der Rock und ebenfalls mit einem Chenillemeß
überspannt; die Taillenfalten sind vorne an der Schlüsselstelle zweimal
dicht übereinandergelegt. Von der Schur hängen Passementerie-Quasten
herab. Die Ärmel schmücken spitze Manchetten, an ihrer Innenseite sind
rosa Bändchen mit Schleifen angebracht.

Abbildung Nr. 22 und 23, Seite 8. Schlafrock. (Schnitt hierzu
im Schnittbogen zu Heft 5.) In demselben hat glatter, brauner Cheviot
das Material geliefert; die Vordertheile sind faltig gehalten und weichen
nach unten zu immer mehr zurück. Rückwärts sind, wie auf der Abbil-
dung ersichtlich, an der Schoß drei Faltenansammlungen, durch welche
braunes Atlasband gezogen und in Schleifen arrangirt ist. Das Unter-
kleid ist aus hellblauem Flanell, darüber ein bauchiges Jabot aus
braunen Seidenspitzen. Der braune Atlasgürtel ist lose gehalten; am Hals
befindet sich ein brauner Spitzkragen mit Flanellunterlage; in gleicher
Art sind die Manchetten decorirt.

Abbildung Nr. 26, Seite 8. Schwarze Toilette. (Entworfen von
Frau Louise Fischer, Wien.) Der glatte Rock ist aus schwarzem Noire-
antique geschnitten und mit einem 10 cm breiten Sammtstreifen besetzt



Nr. 19 und 20. Elegante Besuchs-Toilette in Cashemir
und Seide. Vorder- und Rückansicht.



Nr. 22 und 23. Schleiße aus braunem Gezeigt mit blauem Trossel. Vorder- und Rückansicht. (Schmitt hierzu im Schnittbogen zu Heft 5.)

Darüber liegen die runden Fäden, in welche die Spitze ausgeht. Ein langes Tablier aus schwarzem Perl-Tüll geht rechts bis zur rückwärtigen Troussirung, während links der Zwischenraum durch ein Band-Arrangement ausgefüllt ist. Sammtbänder

mit Moiré-Streifen bilden hier coquette Schleifen. Die Rücken-Troussirung besteht aus zwei umgebogenen, doppelten Stoffspitzen. Der lange Taillenspitze geht durch die Mitte dieses Arrangements. Das Fichu ist aus Perl-Tüll hergestellt, mit hängenden Franzen und einem Abschluss aus Sammtband versehen. Das Fichu ist lose und wird durch einen Sammtgürtel befestigt. Ein kleines Falten-Plastron aus Schleier-Tüll tritt am Halse auf. Die Verstickereien des Tüll sind durchwegs mit der Hand ausgeführt.

Abbildung Nr. 27 bis 29, Seite 9. Hüte Fig. 27 und 29. Modelle vom L. F. Postlieferanten Johann Strivan jun. Fig. 27. Große, hellgraue Flatform, rund aufgebogen, mit gleichfarbigem Sicilienband eingefasst. Auf der runden Krümpe liegt eine Crème-Schleife, neben welcher Reiter hervorstechen. Der ganze Hut ist gedeckt von dichten, grauen Straußenfedern. — Fig. 29. Pompöser Wagenhut aus olivene Sammt. Die Kappe gezogen, die Krümpe in mächtiger Rundung aufgebogen und glatt gehalten. Vorne reiche Schleifen aus goldgelbem Moiré-Band. Pompöse Decoration von schattierten Straußenfedern. — Fig. 28. Toque mit gezogener, schwarzer Sammtkrümpe, darüber ein Arrangement aus gezacktem, rothem Flanel. Breite Atlas-Schleifen in schwarzer und rother Farbe ragen in die Höhe und verleihen der Toque recht viel Chic.

Abbildung Nr. 30 und 31, Seite 9. Augusta-Frisur. Von dem in der Mitte getheilten Haare wird ein Drittel hinaufgebunden. Das Vorderhaar befestigt man über eine kleine Einlage, während das rückwärtige in drei Theilen hinauffrisirt wird. Ein eigenartig geslochtener, dreitheiliger Zopf wird mit seinem Anfange, dem sogenannten „Schlingel“ rückwärts verdeckt und durch eine leichte Verschiebung zu einer schönen Frisur arrangirt. Die Enden werden zu Schlingen und Schlupfen verwendet. Das Ganze wird mit Nadeln befestigt; schräg darüber legt man eine Blume in Kranzform. Das Gehänge, welches den Abschluss der vornehmen Frisur bildet, verläuft in Knospen.



Nr. 24 und 25. Strahlen-Toiletten. Gegenansicht zum Umschlagbild.

Abbildung Nr. 33 bis 35, Seite 9. Nadel und Kämm aus lichte Schildkrot, sämmtlich aus der Fabrik von Franz Krejčí, Wien.

Abbildung Nr. 36, Seite 9. Tiefe Lockenfrisur, arrangirt von Franz Janil, Wien. Das ganze Haar wird zweimal am Hinterkopfe gebunden in Papilloten gedreht und in hängenden Locken in den Nacken frisiert. Die Locken werden mit einer Bandmasche zusammengehalten und mit einem Angelkamm geziert. Als Vorderfrisur verwendet man in der Mitte getheilte Janil'sche Stephaniebandeaux oder die Lockchen der eigenen Haare.

Abbildung Nr. 37 bis 46, Seite 10. Geburtstagsbesuch. Sämmtliche Kinderkleider aus dem Atelier Bertha Reich in Wien — Abbildung Nr. 37. Kleid für Mädchen von 6 bis 9 Jahren. Hierzu Schnitt im nächsten Schnittbogen. Dunkelblauer Loden bildet einen Blüffrock, der mit roth-blau carrirtem Bias besetzt ist. Das blaue Plastron ist in Falten gelegt; halbweites Leib mit schieferm Abschluss, den rothe Stickereien begrenzen; die Schärpe rückwärts mit reicher Stoffmasche. — Abbild. Nr. 38 und 41. Kleid für Mädchen von 5 bis 10 Jahren aus dunkelblauem Patentstamm, das gefaltete Tablier aus hellblauem Atlas mit Bandgürtel, Rock gleichfalls aus hellblauem Atlas mit breiten Vollsptigen. Dazu blauer Sammtfattel und polonaise-artig gerostetes Leberkleid mit Perlmutterknöpfen. — Abbild. Nr. 39. Matrosenanzug für einen Knaben. Derselbe ist aus Crème-Wollstoff geschnitten. Die engen Kniehöschen sind durch drei Goldknöpfe verschlossen. Die weite Matrosenblouse ist mit Goldborden eingefasst. Am Arme befindet sich ein goldgestrichter Ärmel. — Abbildung Nr. 40. Kleid für ein Kind von 1 bis 3 Jahren. Dunkelrother Wollstoff formt hier ein Püffkleidchen, das an der Taille einen bauschigen Einsatz trägt, der durch hellrothe Schmutz-Agraffen niedergehalten wird. An den Faltenrändern befinden sich einfache Handstickereien, Sterne darstellend und in hellrother Wolle ausgeführt. — Abbildung Nr. 42. Eleganter Mantel. Crème-Loden bildet ein Ködchen aus Quetschfalten mit halbweitem Leibansatz. An den Seiten breite, umgelegte Taschen. Der feinpflüßte Kragen, den plüßierte Wollspitzen umranden, hat am Nacken einen Schleifen-Abschluss. Die Falten sind an der Achsel unter einem Sattel zusammengefasst. Die Mäße ist aus Crème-Loden gefaltet und mit einem Chenillen-Knopfe geziert. — Abbildung Nr. 43. Strahlenkleid für Mädchen von 2 bis 5 Jahren. Ueber ein Faltenködchen aus roth-weiß gestreifter Seide sind 4-6 rothe Sammtbatten gelegt, deren Ansatz eine festgenähte Gürtelschnur verdeckt. Das halbweite Leibchen ist aus rothem Sammt mit gezogenem, carrirtem Plastron und spitzem Sattelabschluss. — Abbildung Nr. 44. Kleidchen für Mädchen von 8 bis 12 Jahren. Der Bolantrock ist aus rosa Cashemir, darüber halbweite, spitz auseinandergehende Jacke mit faltigem rosa Surah-Jabot. Der runde Unterbogen ist aus Cashemir, desgleichen die Manschetten, während die kleinen Oberärmel wieder aus Seide geformt sind. Die kleine Tunique ist wie die Schärpe aus rosa Cashemir. — Abbildung Nr. 45. Kleid für Mädchen von 2 bis 5 Jahren. Der Rock ist aus drei dunkelblauen Flanelvolants gebildet, die hellblau gefärbt sind; dunkelblau ist auch der lose angelegte Leib, den helle Stickereien zieren. Die Gürtelschnur ist dunkel und hellblau melirt. — Abbildung Nr. 46. Matrosenanzug für kleine Knaben. Weißer, kurzer Wollrock in Falten gelegt und vierreihig mit je drei blauen Soutaches versehen. Die spitz anlaufende Blouse fällt über einen blauen Bandgürtel, sie hat einen weißen Wolleinsatz mit blau gesticktem Wollanker und weißem Matrosenkragen, der mit Soutaches verziert ist.

Abbildung Nr. 47, Seite 11. Theaterkleid für ein junges Fräulein und Tanzstundenkleid für Mädchen von 9 bis 12 Jahren. Zum Theaterkleid wird ein einfacher Crème-Stoffrock geschnitten, den man am Saume mit einem Crème-Surah-Püff verziert; nun arrangirt man fein plüßierte Crèmespitzen cascadeartig und fügt am Saume noch eine Spitzenecke bei, so daß ein Fadenabschluss erzielt wird. Von der Taille an laufen zum Saume fünf bauschige Falten, die durch Crèmeschleifen abgebunden werden, und zwar ist die Schleife der Mittelfalte am tiefsten angebracht. Rückwärts ist ein einfaches Surah-Falten-Arrangement. Die Spitzentaille, welche mit Frachshöfen versehen, ist ringsum mit einem plüßierten



Nr. 26. Schwarze Toilette aus Seide und Sammt.



Nr. 27 bis 29. Drei Hüte für junge Frauen und Mädchen.



Nr. 30. August-Prisur. (Seitenansicht.)



Nr. 33 bis 35. Sternadel und Kämmе.



Nr. 31. August-Prisur. (Hauptansicht.)



Nr. 36. Tiefe Locken-Prisur.

Spitzenbolant geschmückt; an der Brustseite befindet sich ein Spitzenplastron, das links in den Leib verschwindet und rechts durch eine Surahfalte mit Spitzenabschluss begrenzt wird. Die Ärmel schmücken Spitzen-Epauletten, der Kragen ist mit Spitzen überzogen. An der Achsel ist eine kleine Schleife angebracht, die Gelenke zieren Spitzenpuffen und Spitzenplissés. — Das Mädchenkleid zeigt ein hellblaues Plüschröckchen aus Voile, mit einer runden, strahlenartig gefalteten Schürze, die rückwärts bis zum Taillenspiß gehoben ist und mit reichen Bandschleifen aus hellblauem Moiré abschließt. Die langen, spitzen Enden der Schürze sind an der Tournaire einmal geschlungen und fallen dann zwanglos herab, während die vorerwähnten Bänder darüber liegen. Das Marienleibchen ist vorne und rückwärts gezogen, der Verschluss geschieht mittels Haken unsichtbar an der Kehreite. Das Taillen-Ende markirt ein moirierter Bandgürtel, am Kragen wie an den Ärmeln treten Spitzen hervor.

Alekbüchlein.

In unserer Stadt bürgert sich die hübsche Mode der „Alekbüchlein“ ein, es gibt jetzt deren nicht nur für Geburtstage, sondern auch für Theatervorstellungen, Musikwerke, Lectüre, Gesellschaften, Besorgungen u. s. w. In naturfarbiges oder graues Papier, lederähnlich gebunden, enthalten sie Adressen für Namen, Datum (wann gesehen, gehört, gelesen) und für Anmerkungen; die Büchlein für Correspondenz und Besuche verzeichnen: Wann erhalten? In welchem Zwecke? Wann erwidert? Mit welchem Erfolge? Rubriken 2 und 4 dürften allerdings mitunter unangenehm bleiben. — Eine Collection solcher Bändchen, in elegantem Schuber mit Nadelverschluss, bildet einen reizenden Vieliebchengewinn für junge Damen; diese können darin alles nur irgend Erwähnungswerthe festhalten, und es fehlt nur ein Alekbüchlein — für Notherepte.



Nr. 47. Theaterkleid für ein junges Mädchen und Tanzkleidenkleid für Kinder von 9 bis 12 Jahren.

Trauer-Symbole.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat die Trauer um ihreere Dingeschiedene ihre Symbole beissen. Zwischen dem mit Asche bestreuten Haupte, dem zerrissenen Gewande der Wittver im Testament und den schwarz umrandeten Visitenkarten der Neuzeit liegt eine Welt von Trauergebräuchen, deren mannde, wie der Huttor und Crèpefleier der Europäer, das weiße Kleid der Ostianen oft zu rein äußerlichen Anzeichen geworden sind. Ueberzeugend wirkte wohl der Opfertod der indischen Wittven, die einst dem hingeshiedenen Gatten auf den Scheiterhaufen folgten, um ihre Asche mit der seinen zu vermählen. Ein Verzicht auf fernere Triumphe der Schönheit liegt in dem Wittwengebrauche, die Pierde der Frau, das eigene lange Haupthaar abzuschneiden und es dem todten Gatten in den Sarg zu legen. Ein sinniges Symbol des Schmerzes sah man jüngst bei einer Wiener Dame, deren Gatte auf dramatische Weise geendet. Die junge Witwe trug einen schwarzen Reif am Finger; es war ihr Ehering, den sie nach der Katastrophe hatte schwarz emailiren lassen.

Wiener Wäschebericht

von Regine Ullmann.



Die pideo do resistance des Wäsche-schranke bilden Tisch- und Bettwäsche, die wohl auch am ehesten geeignet sind, der verheerenden Wirkung der Zeit zu widerstehen. Nicht als ob sie sich der Fürsorge der Alleinherrscherin Mode entzogen, jetzt hat diese sie im Gegentheile liebevoll an's Herz gedrückt. Aber während trotzdem das Tischzeug der Ahnen noch von der Urenkelin hochgehalten wird, dürfte Letztere sich kaum mit den Ueberzügen befremden, welche ehemals die hochgetürmten Federkissen des Gästebettes schmückten. In Stoff und Bier gänzlich verschieden, unterscheiden sie sich nunmehr auch erheblich durch ihre Form; nicht mehr lang und schmal

wie ehemals, zeigen unsere Kissen jetzt in der Regel die respectable Länge von 90, eine Breite von 70 cm. Eine Zeit lang näherten sie sich der quadratischen Form; von derselben ist man jedoch ebenso abgekommen, wie von der unpraktischen Weise, die Kissen in verschiedener Größe zu wählen, damit der

Bezug jedes einzelnen Bezuges voll zur Geltung komme. Gegenwärtig begnügen wir uns mit zwei gleich großen Kissen und dem sogenannten Capricepolster, 60 cm lang, 40 cm breit, der mit Koffhaar-Füllung versehen ist. — Was wir den Kopfkissen an Maß liberal zugestanden haben, nehmen wir gerne der Federdecke weg; Dame Hygiea duldet höchstens den Blumneau — Davet nennt ihn die Französin — dem 120 cm Länge, 100 cm Breite zugestanden werden.

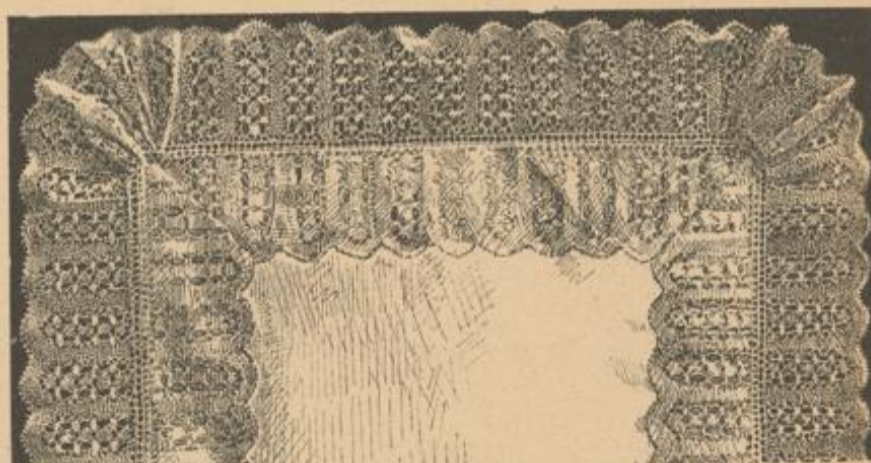
Als Ersatz der gesteppten Seiden- oder Wollendecke, welche mit feiner Watte, eleganter und wärmer noch mit Federn gefüllt wird, hat sich bei uns, wie im Deutschen Reiche die englische Flaneldecke eingebürgert; sie macht die kostspielige Deckenkappe überflüssig und erhält als Unterlage ein Leintuch (selbstverständlich aus doppeltbreitem Leinen, daher ohne Naht), das groß genug ist, um am Kopfeende etwa 40 cm breit umgeschlagen zu werden. Der Ueberschlag schließt mit einem à jour-Saum ab und wird in der Mitte durch ein in größten Dimensionen gehaltenes Monogramme verziert.

Die Kissenbezüge sind fast ausnahmslos aus guter Hamburger Leinwand; die gestreichten, geblumten und anderweitig desigierten Leinengrabel kommen, wie alle früher zur Bettwäsche üblichen Stoffe, heute nicht mehr in Betracht. Füglich sollte dies auch der Shirting, in nicht appreciirtem Zustande Cretonne genannt, nicht; doch findet er für Kinder- und Fremdenbetten selbst in wohlhabenden Häusern munter Verwendung. Abgesehen davon, daß er an Haltbarkeit sich mit dem Leinen keineswegs messen kann, erlangt er, auch bei sorgfältiger Behandlung, nach längerem Gebrauche nicht mehr die glänzende Weiße, die wir, mag die Mode nun Crème oder Moiré bevorzugen, an unserer Wäsche so sehr schätzen. Wo nicht die augenblickliche Ausgabe schwer in's Gewicht fällt, müssen wir daher dem Leinen unbedingt das Wort reden. — Selten nur stellt sich dessen vornehmerer Bruder, der Leinenbattist ein, erhebt aber dann auch gerechtfertigten Anspruch auf gediegene und elegante Verzierung.

Im Allgemeinen sind wir nach all den Bolants, Plissés und Spitzengefästel, mit denen die Kissen seit Jahren her überladen wurden, wieder zur Einfachheit zurückgekehrt. Einfachheit ist allerdings ein dehnbarer Begriff, und wir bitten unsere Leserinnen, damit nicht etwa die Vorstellung von gefästelten, geneigten oder gestrickten Einsätzen zu verbinden, wie sie einst do rigneur waren. Diese Seeschlangen in den Händen junger Mädchen, die fürsorglich an ihrer Ausstaltung arbeiteten, haben gewiß in vielen Fällen längere Zeit zu ihrer Herstellung gebraucht, als sie an den Kissen haften, an deren Schmalseite sie den farbigen, sogenannten Vorschlag durchschiumern ließen. Auf diesen Effect verzichten wir jetzt gänzlich, die Kissen werden nie am Seitenrande, sondern auf den Obertheilen an drei Seiten, der Capricepolster an allen vier Seiten verziert. Für einfache Bezüge sind Säumchen beliebt, die sich in den Ecken würfelförmig kreuzen, und gewöhnlich in zwei Gruppen zu fünf und vier schmalen Säumchen angebracht werden. Sehr hübsch sind auch fünf halbbreite Säumchen, deren Zwischenräume eine Pierstichreihe füllt. Drei breite Säume trennen vier Reihen hochgestickter Tupfen, eine gefällige Anordnung, wie denn Tupfen jederzeit gerne gestickt werden. Bald bilden sie zwei große Ecken, bald vereinigen sie sich mit einem Bolant, der, in spizen Bogen geschlungen, in jedem derselben einen großen Tupf aufweist. Man thut gut, den Außenrand des Obertheiles, welcher derart gestickt werden soll, mit einem Einschlag zu versehen; die hohe, feste Stiderei läßt sich auf einfachem Stoff nicht gut arbeiten und könnte selbst dem Leinen gefährlich werden. — Sollen Bezüge aus Shirting gefertigt werden, so würde sich für dieselben als einziger Ausweg ein solch breiter Einschlag empfehlen, der sich außen an drei Seiten nur durch die Steppnaht markirt.

Der Großmutter Weise, das Leinen zu besticken, scheint uns nach all dem mühseligen Stopfen, welches die schnell erreichbaren entre-deux veranlassen, wieder sehr annehmbar. Auf einem uns vorliegenden Modell wird die in den Stoff gearbeitete Stiderei von zwei Hochnähten begrenzt und kreuzt sich würfelförmig. Wir bringen die Abbildung, wie auch ein Detail, das die Ausführung deutlich zeigt, in nächster Nummer.

Zumeist erhält der Kissenbezug eine Garnirung; doch wird dieselbe, um das müß- und zeitraubende Fästel zu ersparen, nicht gezogen, sondern glatt aufgesteppt und an den Ecken in scharfer Naht abgeschragt. Mitunter



Nr. 48. Battistpolster mit Valenciennes-Spitze.

ist dieser Bezug nicht herabhängend, sondern auf dem Obertheile angebracht, wie etwa mit den so beliebten drei Reihen sich dicht aneinander schließender, schmaler Streifen, welche in kleinen geschlungenen Bogen je einen Tupf oder ein Blümchen zeigen. Beide Arten des Bezuges bietet Abbildung Nr. 52 (Schostal & Hirtlein), an welcher die reiche Madeira-Stiderei sich zur Hälfte von dem Kissen glatt abhebt, zur Hälfte

den glatten Behang bildet; die schrägen Nähte in den Ecken markiren sich deutlich. — In ähnlicher Weise ist der Battistpolster Nr. 48 (aus demselben Hause), mit Valenciennespize gepußt; doch erscheint letztere naturgemäß an den Ecken in Falten gereiht. — Einen sehr hübschen Bezug bildet ein breiter, in Hohlfalten abgenähter Volant, der in tiefem Rosenkranz endigt. Die Hohlfalten treffen in den Ecken genau zusammen, den Anfaß des Volants deckt ein mit Korallenfäden verziertes Leistchen. — An Stelle des ersteren tritt häufig auch eine Garnirung aus Battist, welche ganz in schmale Säume abgenäht und von einem Spitzen umrandet wird. — Einfachere Bezüge werden um die Länge des Besages größer geschnitten; beide Theile sind mit einer Steppnäht zu verbinden und gemeinsam — der Obertheil allein würde sich zusammenrollen — zu schlingen. Reiß geschieht dies in einer Doppelreihe verschiedenartiger Bogen, mitunter in Blattform.

Allen Schwankungen der Mode stegreichen Widerstand bietet die à jour-Arbeit, die heute, wie vor einem Vierteljahrhundert, auf Bettwäsche der beliebteste, fast möchten wir sagen, auch eleganteste Auszug ist. Neuerdings wird diese Arbeit gerne mit Handstickerei zusammengestellt; auch der Kissenbezug mit à jour-Kante trägt ein vornehmes Gepräge. Wir kommen auf die Darstellung desselben demnächst zurück.

Sehr distinguirt sieht auf den Bezügen ein über die Ecke wie hingeworfen scheinendes, großes Bouquet aus, dem als Pendant ein reiches Monogramm gegenüber steht. — Letzteres wird an den Kissen stets schräg in der Ecke, niemals mehr in der Mitte angebracht.

Seit einigen Jahren hat man auf die alte Mode zurückgegriffen, die Bettwäsche farbig zu besticken; wenn auch der bunte Kreuzstich kaum Aussicht hat, sich auf diesem Gebiete dauernd zu erhalten, so ist doch der prächtigen Nothstickerei hier ein weites Feld eröffnet.

Erwähnt sei noch eine Neuernng, welche Abbildung Nr. 50 (Schozial & Härtlein) zeigt. Auf derselben erscheint der Obertheil des Kissens seiner ganzen Länge nach durch drei Guipure-Einsätze gestreift; schmale Säumchen umgeben die letzteren, Guipure-Spize begrenzt den Polster. Empfehlenswerth dürfte es sein, nur Capricepolster und Plumeau derartig auszustatten; die anderen Kissen können sich wohl mit Spitzenumrandung begnügen, die Kappe der gesteppten Decke erhält an ihren vier Seiten einen Einsatz und Spitze. Die Deckkappe nach norddeutscher Art nur am Kopfende zu verzieren, im Uebrigen aber glatt zu belassen, will, trotz der unseugnaren ökonomischen Vortheile dieser Methode, hierzuland nicht gefallen. Die Kappe wird stets übereinstimmend mit den Polstern gefertigt, nur nimmt man darauf Bedacht, ihr den Charakter des Glatten, lang Dahinfließenden zu wahren. Daher



Nr. 49. Herren-Nachthemd aus rotzgelaptem Foulard mit breitem Brustsaum und zwei breiten Hohlfalten. Weiße Aermelbündchen, großer Umlegebogen, Schür und Quasten aus rother Seide.

keine Quer-Einsätze, kein zurückfallender Volant; was an Kissen als noch so reiche Garnirung erscheint, wird an der Kappe zu glatten, der Decke zu strebendem Besage. Diese in den vier Ecken mit doppelten Knopflöchern zu versehen und an die Decke zu knöpfen, gilt heute nicht mehr für praktisch. — Die Initialen werden in der Mitte der Schmalseite, zur Decke hinabgehend, angebracht. Monogramm in der Mitte der Decke selbst erscheint uns nicht distinguirt. Der Plumeaubezug jedoch trägt dasselbe gewöhnlich; für diesen



Nr. 50. Bettpolster mit Guipure-Einsätzen.

gelangen Spitzenstoff, glatter und gemusterter Battist, bei einfacheren Betten auch Säumchenstoff oder ein neues damastartiges Gewebe zur Verwendung.

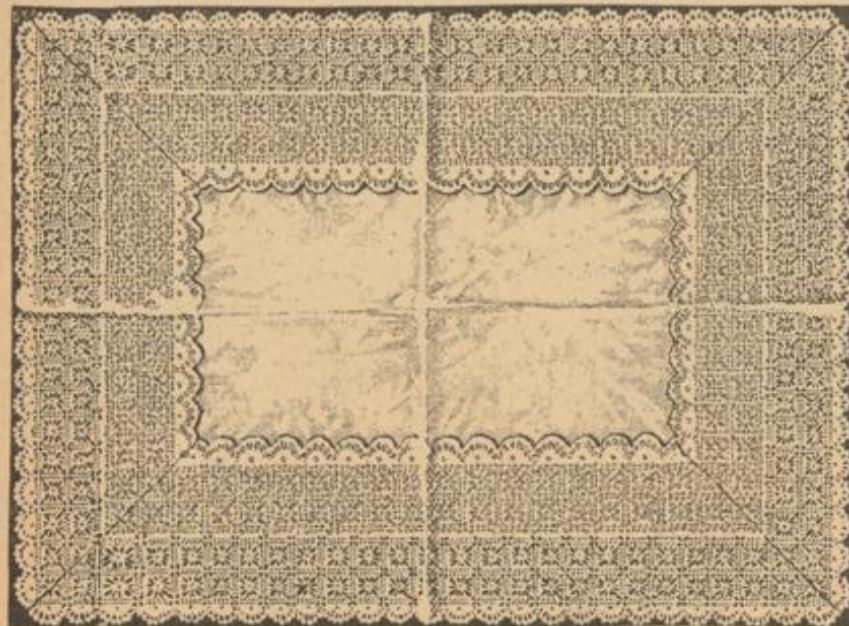
Der Seiden-Duvet kann des Ueberzuges ganz entzogen; mit demselben zeigt gleichen Stoff der Capricepolster, für die übrigen Kissen wird das Zuleit weißroth gewählt. Duellebezüge erhalten auf der Rückseite, und zwar einige Centimeter vom Rande entfernt, Knopfschlus. Allerdings kann ein solches Kissen nicht nach alter Wirthschaftsregel gewendet werden, doch ist dies bei der jetzt beliebten Art des Besages ohnehin unzulässig. Sorgliche Hausfrauen versehen die Kissen lieber mit zwei Reihen Knopflöchern statt mit dem beim Rollen leicht brechenden Zwirnsknöpfen und schieben eine — vor jedesmaliger Wäsche zu entfernende — Knopfleiste mit flachen Perlmuttern unter. Der Schürverschluss kommt nicht mehr vor. Sie und da erhalten der Keilpolster und die drei Theile der — einfarbig rothen — Matrage weißgestreiften Ueberzug.



Nr. 51. Kleider für Kinder von 4—6 Jahren, angefertigt im Frauen-Erwerb-Berein. An dem Obertheile aus weißem Battist markiren sich Hirschstrecken, die mit blauer Cordonnnet-Seide ausgefüllt und durch je ein Säumchen getrennt erscheinen. Drei breite gezogene Volants aus Madrasstickerei vervollständigen das Kleiderchen, erstere bildet auch den Besag des vieredigen Halsauschnittes und die Seitenschlingen durch welche eine breite Schärpe aus blaßblauem Noirs gezogen wird. Die paffenförmigen Aermelchen aus Battist schließen mit einer schmalen Stickerei, oberhalb welcher ein blaues Noirbündchen durch einen Einsatz geziert wird. Das gleiche Arrangement wiederholt sich um den Halsauschnitt. Hals- und Aermelbündchen aus blauem Noirband.

für Dienerbetten ist der farbige Canovas nicht mehr gebräuchlich; man wählt weißen, buntgestreiften Gradel, feinsten Knopfschlus und bringt die Chiffre des Hauses in gut lesbaren, kleinen Lettern, nicht verflochten, an. Hier kommt auch die alte Federdecke wieder zu ihrem Rechte, deren Ueberzug 2/3 Blatt des Stoffes zu 2/3 Meter Länge erfordert.

Kinderbetten werden meist den erstbeschriebenen Bezügen ähnlich ausgestattet; die reicheren derselben dürften wohl hier kaum Verwendung finden. Dagegen sollte die belebende Farbe nicht fehlen, und wäre es auch nur als Seidenmasche in den Ecken auf dem einzigen großen Polster, welcher die ganze Breite des Bettchens einnimmt. Korbkissen werden am Außenrande gerundet und mit breiter, geschlungener oder gestricelter, gezogener Garnirung versehen. Die Wiegenbetten der Kleinen erfreuen sich gewöhnlich hübscher Handstickerei, welche selten einen sinnigen Spruch vergißt; die weißen Biquodecken, die im Sommer auch Erwachsenen Bedürfnis sind, erhalten Schirtingfutter und eine in spitzen Zaden geschlungene, gefaltete Garnirung oder einen mit mehreren Säumchen und einer schmalen Zwirnpitze geschmückten Volant.



Nr. 52. Bettpolster mit Madrasstickerei.

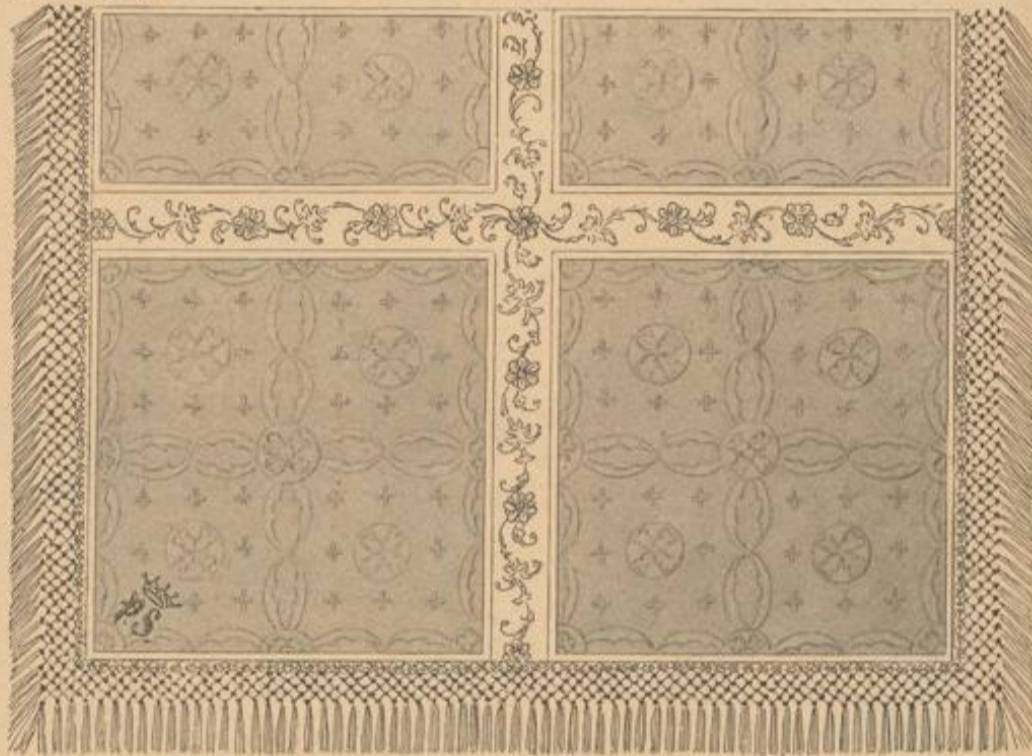


Redigirt von Marie Bergmann.

Wir bringen heute ein Tischtuch aus Servietten zusammengesetzt, einen Servirtisch mit Decken, eine gestricke Spitze, ein Schmuckkästchen aus Glas, Taschentuchränder für Weißtäderei, solche mit buntem Garn gestickt, einen Sesselbehang und einige Monogramme. Nachstehend folgt die Beschreibung der genannten Arbeiten.

Abbildung Nr. 55, Tischtuch aus Servietten zusammengesetzt. (Details hierzu Nr. 56 bis 59, Seite 13, 14 und 15.) In dem Wäscheschrank mancher sorgfältigen Hausfrau finden sich gewiß noch unbenützt in einer Ecke Wäschestücke von Großmutter's oder Mütterchens Brautausstattungen. Ein gewisses Gefühl der Pietät hält uns meist ab, derlei Andenken aus guter, vergangener Zeit wegzugeben oder gar sie unbarmerzig mit der Schere der Mode anzupassen und umzuformen. Ja, aus damaliger Zeit ist noch manches gute Stück übrig, das die fleißigen Hände unserer Vorfahren selbst gesponnen und gewebt haben, wodurch es auch für uns von größerem Werthe ist, so daß wir auf diese Vermächtnisse fast stolz sein dürfen. Dennoch wird oft der Wunsch rege, daß man sie doch auch nützlich verwenden, sie auch genießen könnte; denn zum Besehen und Bewundern werden sie ja selten an's Tageslicht gefördert, und kommen alsdann wie ehemals an ihren alten, verstaubten Platz zurück. So ergreift es auch manch schonem Damastgedeck, das gar prächtig in seiner Art wie Seide glänzt und trotz seines Greisenalters über die neuen, ihm verwandten Producte den Sieg der Stärke und der Schönheit davonträgt. Aber was nützt dies Alles! Die Mode spricht auch hier ihr Machtwort und beherrscht selbst die Serviette. Sind auch die Tischtücher in der Form sich gleich geblieben, so hat sich doch die Größe

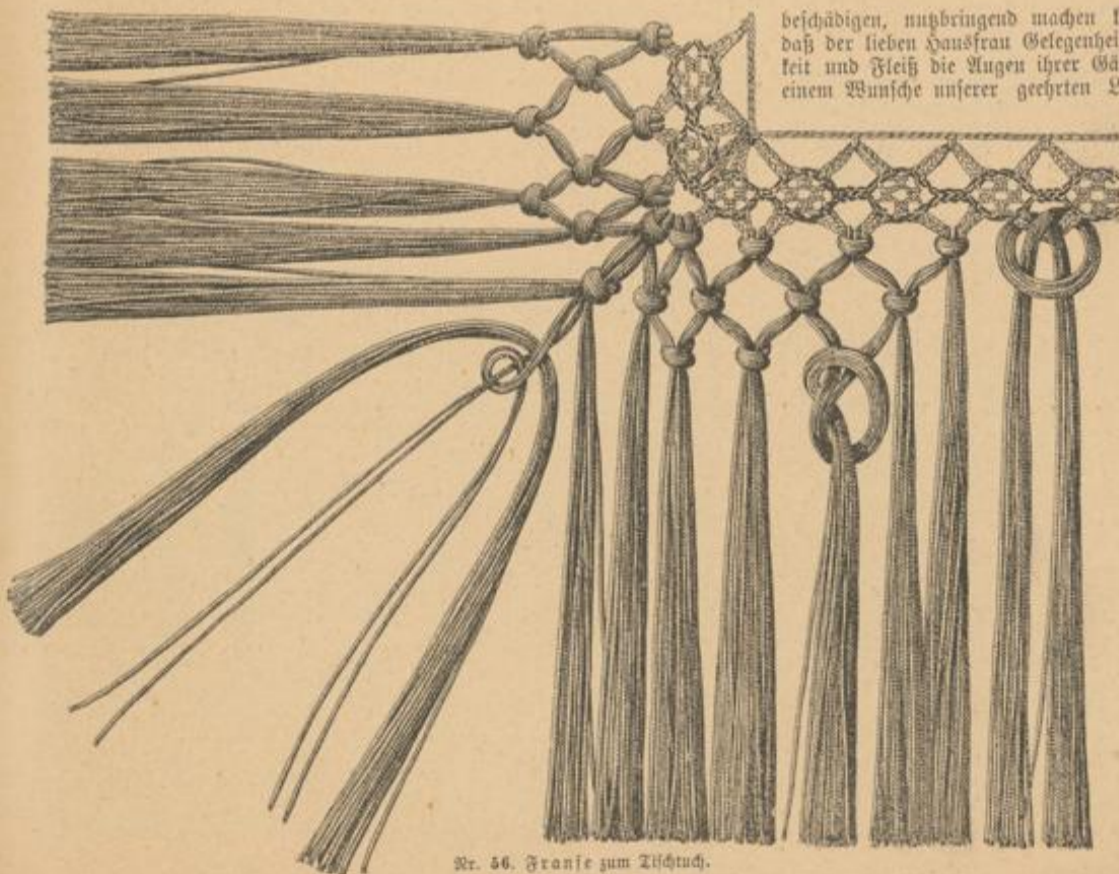
der Servietten bedeutend reducirt. Mit einer Serviette von No. 10 Dazumal würde man den Teller, worauf sie gelegt wird, unter derselben verschwinden machen. Eine so große Serviette zu zerschneiden und dieselbe der heutigen Mode anzupassen, wäre doch viel zu schade, da man ja auch das herrliche Muster des Damastes dadurch zu Grunde richten würde. Nun hat sich aber ein Ausweg gefunden, auf welche Weise man derlei Servietten, ohne sie zu



Nr. 55, Tischtuch aus vier Servietten zusammengesetzt. (Details hierzu Nr. 56 bis 59, Seite 13, 14 und 15.)

beschädigen, nutzbringend machen könne, wozu noch der Umstand kommt, daß der lieben Hausfrau Gelegenheit geboten wird, durch eigene Geschicklichkeit und Fleiß die Augen ihrer Gäste zu erfreuen. Und somit glauben wir einem Wunsche unserer geehrten Leserinnen entgegenzukommen, wenn wir dieser neuen Art der Verwendung alter Servietten einen kleinen Platz in unserer Handarbeit einräumen. Abbildung Nr. 55 gibt die verkleinerte Darstellung eines solchen Tischtuches.

Man kann eine beliebige Anzahl Servietten mit gestickten Streifen zusammensetzen und die Kante mit einer Franse zieren, wodurch ein Tischtuch geschaffen wird, das jedem Speisetisch zur Zierde gereicht. Unsere Vorlage ist aus vier Servietten zusammengesetzt, die ein Tischtuch für sechs Personen ergeben. Zur Verbindung ist hier ein 5 cm breites Köper-Leinenband gewählt, worauf mit rothem Garn Nr. 30 in Gondonnet-, Blatt- und Sandstich ein Ornament eingestickt ist. Man hat vorerst zu achten, daß man die Servietten genau nach ihrer Größe zusammenpasse, damit Saum mit Saum, Ende mit Ende übereinstimme, da schon beim Weben und dann durch das Waschen bei einem Duzend Servietten sich Unregelmäßigkeiten in der Größe herausstellen. Zweimal so lang als die Serviette nebst Zugabe des Saumes und der Breite des Bandes, wird das letztere zum Einsetzen abgesehritten. Weiters biegt man dasselbe in der Mitte zusammen und setzt an diese Stelle mittelst kleiner Bindungstische nach rechts und links abermal's je ein Band, so lang



Nr. 56, Franse zum Tischtuch.

als die Serviette ist nebst Saunzugabe, nachdem man voreerst die Schnittante des Bandes gesäumt hat, so daß die zusammengelegten Bänder eine Kreuzform bilden. Darauf wird nun das Ornament auf bekannte Weise übertragen, wozu Abbildung Nr. 57 die naturgroße Zeichnung gibt. Nach Vollendung der Stickerei werden die Servietten in die Kreuzform mittelst Windlingstichen eingefügt, so daß die Ecken gut zu sitzen kommen. Dabei hat man zu beobachten, daß Saun und Saun, Ende und Ende sich regelrecht gegenübersehen, und auch an der Kante des Tischtuches die Säume gleichmäßig laufen. Die Windlingnaht wird mit einer Cordonnestichreihe aus rothem Garn gedeckt; $\frac{1}{2}$ cm parallel laufend davon entfernt, wird eine Cordonnestichlinie eingenäht. Der äußere Saun wird gleichfalls damit geziert. Die in den Servietten wahrscheinlich eingenähte Namensschiffre wird herausgetrennt und nur in einer Ecke gelassen. Nr. 56, Seite 13 zeigt die Ausführung der



Nr. 60. Monogramm in Weißstickerei H. L.

das Tischtuch abschließenden Franse, die aus einem geflöppelten Bördchen besteht. Dasselbe ist oben mit einem gefälzten Rande versehen, unten mit einer gewöhnlichen dreimaligen Vertüpfung aus Zwirn, wozu man die Fäden in die Fäden des Bändchens einschlingt, abgeschlossen. Zum geflöppelten Bördchen ist Zwirn Nr. 25 u. Garn Nr. 20, zur Franse Strickgarn Nr. 50 zu verwenden. Abbildung Nr. 58 gibt den Klöppel-



Nr. 58. Klöppelbrief zur Spitze Nr. 59, Seite 15.

Daselbe ist für Verschiedenes zu verwenden. Auch aus größerem Material, Schnürchen, Guimpen, sowie aus Gold und Seide gearbeitet, dient es als netter, hübscher Randabschluss für allerhand Gegenstände. Zur Franse wird die Länge des Zwirnsträhns viermal durchschnitten, so daß beiläufig 38 cm lange Fäden daraus werden, welche die richtige Franslänge ergeben. Die Ausführung der Franse, sowie die Ergänzung der Ecken lehrt Fig. 56. Sehr hübsch als Zwischenlag machen sich auch farbige ausgeführte Zwirnspitzen oder auch Kreuzstichborden. Für diesen Zweck geeignete Muster werden wir bemüht sein, in einer der nächsten Nummern folgen zu lassen.



Nr. 57. Borde zum Tischtuch Nr. 55, Seite 13.

Abbildung Nr. 60. Monogramm H. L. Dieses Monogramm eignet sich hauptsächlich in dieser Ausführung, wo auch Spitzenstiche verwendet sind, für Battist und ähnliche feine Stoffe. Die Hochstickerei bei dem Buchstaben B ist weiß, mit D. M. C.-Garn Nr. 90 gestickt und mit blauem, getheiltem französischem Garn Nr. 40 umrandet. Die durchbrochene Leiste ist ebenfalls in blauem Garn ausgeführt, sowie auch die kleinen à-jour-Blümchen, die aber mit weißem Spitzenzwirn

angelegt werden. Desgleichen ist auch der Stielstich in Blau gehalten. Bei L ist die Hochstickerei und Umrandung rosa; die Knötchen, sowie der obere und untere Theil der zwei dreitheiligen Spangen sind weiß.

Abbildung Nr. 62. Servirtisch mit Deckchen. Details hierzu Nr. 63 bis 69, Seite 14, 15 und 16. (Frauen-Erwerbsverein, Rahlgasse 4.) Unser Tischchen aus lichten Bambushäben und Binsengeflecht, trägt vier Platten, die mit entsprechend großen Decken in zusammengehörigen

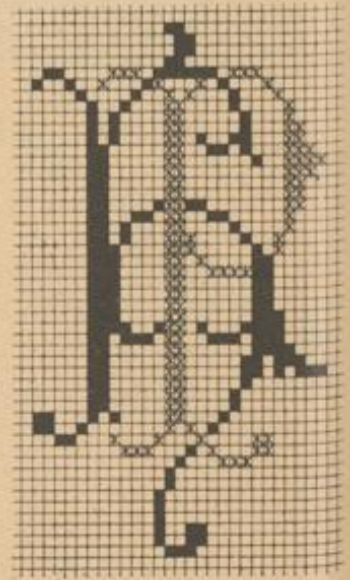
Mustern in Kreuzstich-Hohlraum und ausgeführten Spitzen geziert sind. Die Fläche der oberen größeren Platte beträgt 48 cm in der Länge und 36 cm in der Breite, wonach der Stoff zum Deckchen berechnet wird, mit Zugabe des $1\frac{1}{2}$ cm breiten Saunumschlages, mithin um 3 cm mehr; die Spitze fällt auf den Rand des Tisches. Die untere Platte ist 36 cm lang und 33 cm



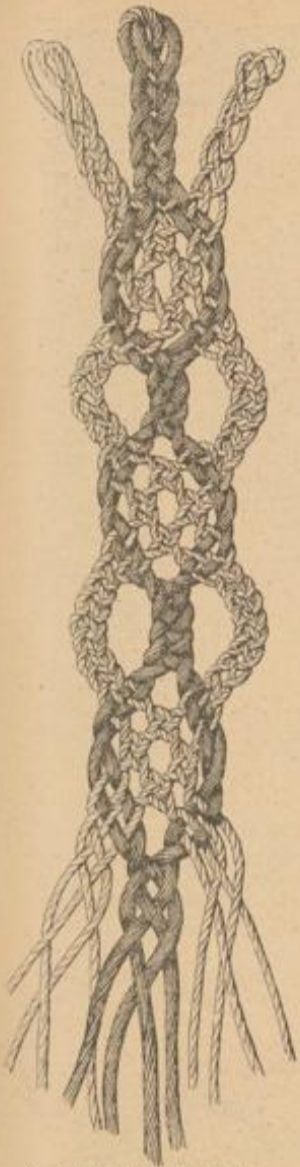
Nr. 69. Schlinge zu den Deckchen Nr. 64, Seite 16.

breit; die beiden Seitenplatten sind 37 cm lang und 18 cm breit. Zum Einrichten eines jeden Deckchens muß, wie bei dem ersten, zum Saunumschlage zugegeben werden. Das Kreuzstich-Ornament richtet

sich nach der Größe der Decke, ist aber zusammenfassend gehalten, während der à-jour-Saum und die Spitze bei allen Decken gleich sind. Nr. 68, Seite 16. Als Grundstoff dient weißes, russisches Leinen und blaues D.M.C.-Garn Nr. 20. Die Abbildungen Nr. 63 und 67 bringen die Dessins der Kreuzstich-



Nr. 61. Monogramm in Kreuzstich H. P.



Nr. 59. Kesseltour Spitze.
(Detail zur Franke Nr. 56, Seite 13.)

über zwei Fäden gestochen und zuerst ausgeführt werden muß. Selbstverständlich muß man den Grundstoff auszählen. Ist die Kreuzstichborde fertig, dann bleibt von der Borde bis zum Beginne des punto tirato-Saumes ein Abstand von 10 Fäden oder 5 Stichen, zu welchem Saume man zwei Fäden herauszieht, zwei stehen läßt, dann acht herauszieht, zwei stehen läßt und zuletzt noch zwei herauszieht. Das Entfernen der Fäden geschieht nach und nach im Verlaufe der Arbeit. Da bei grobfädigen Stoffen die Fäden sich sehr leicht verschieben und das Arbeiten erschweren würden, so nimmt man hier vorerst den einen der zwei ersten, zum Ausziehen bestimmten Fäden heraus und stopft, wie Abbild. Nr. 64 zeigt, den zweiten, den man nur bis dahin ausziehen hat, wo sich im rechten Winkel die zum Ausziehen bestimmten Fäden treffen, wieder zurück, so daß sich ein Endteil bildet, wodurch die Festigkeit der Kante an der Lücke erzielt wird und das Ganze hübsch aussieht. Auch wenn das Raster darüber hinweggehen muß, kann dasselbe dadurch correcter ausgeführt werden. Hat man die ersten zwei Fäden ausgezogen, so läßt man zwei Fäden stehen und zieht den fünften Faden wieder heraus. Hierauf arbeitet man die Kästchenreihe, und wenn diese vollendet ist, nimmt man nach Abbild. Nr. 64 die weiteren Fäden heraus. Die Zeichnung gibt nämlich genau die Anleitung zur Behandlung des Ausziehens einer Hohlnaht-Edge in grobfädigen Stoffen.



Nr. 63. Borde in Kreuzstich zum größeren Decken in Nr. 66, Seite 16.



Nr. 62. Serviertisch mit Decken in Kreuzstich.
(Details hierzu Nr. 63 bis 69, Seite 14, 15 und 16.)

Die Ausführung des punto tirato-Saumes glauben wir nicht näher angeben zu sollen, und verweisen auf Abbild. Nr. 65, wonach derselbe leicht zu treffen ist. Weiters biegt man den Saum acht Fäden breit nach rückwärts ein und macht einen gewöhnlichen Vochsaum, indem man über die durch das Ausziehen der zwei unteren Fäden entstandenen Stäbchen sticht. Die in den Ecken sich kreuzenden, stehengebliebenen Fäden werden, wie Abbildung 65 zeigt, mit blauem Garn durchstopft, mit weißem Zwirn werden in die Mittellücke Spinnen eingnäht und an den beiden Seitenlücken die hier fehlenden Fäden ersetzt. Siehe dieselbe Abbildung. An den Saum wird nun eine kräftige, geklöppelte Spitze angefügt, die man vorerst

(Abb. Nr. 68, Seite 16) mit blauem Garn ausgenäht und mit einem gehäkelten Picot-Abschluß versehen hat. Um das Herabrutschen der Decken zu vermeiden, werden an den vier Ecken von schmalen Perleabändern Schlingen angehängt, wodurch man, sobald die Decke auf die Platte gelegt ist, eine zweite blaue Glastischlinge, mit einem Knopfe versehen — siehe Abbild. Nr. 69 — führt und dieselbe über die hervorstehenden Bambusstäbe, welche die Platte einfassen, befestigt.

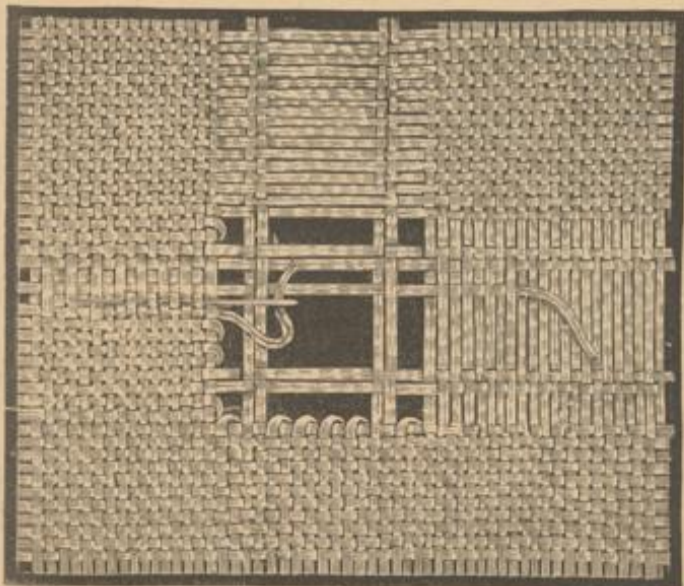
Abbildung Nr. 70. Monogram O. Z. Monogram O. Z. ist in zwei Tönen blau, holzbraun und Bordeaux gehalten;

der Buchstabe O ist holzbraun und die ebenfalls mit Hochstichen gefüllten zwei Schlige sind bordeaux gefärbt. Z hingegen ist mit Dunkelblau in Stielstich umrandet und mit hellblauen Stoppstichen gefüllt.

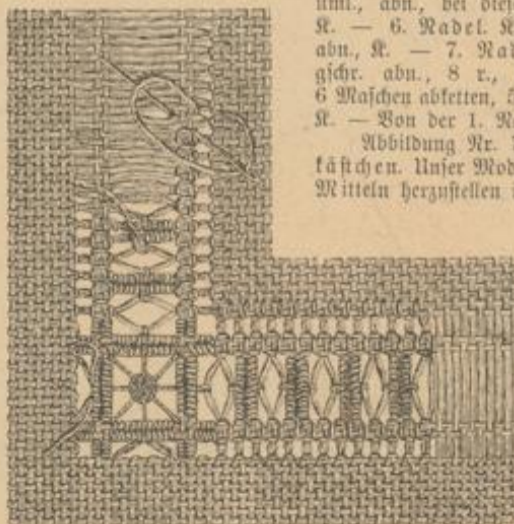
Abbildung Nr. 71, Seite 16. Gefrickte Spitze. Dieselbe ist auf einem Anschlag von 8 Maschen gearbeitet und besteht aus 8 Reihen. Abkürzungen: Kettenmasche — K.; rechts — r.; umlegen — uml.; geschränkt abnehmen — gchr. abn. 1. Nadel. K., 2 r., uml., gchr. abn., 1 r., 6 Maschen aufschlagen, 1 r., K. — 2. Nadel. K., 2 r., 1 l., 1 r., 1 l., 1 r., 1 l., 3 r., uml., gchr. abn., K. — 3. Nadel. K., 2 r., uml., gchr. abn., 8 r., K. — 4. Nadel. K., 10 r., uml., gchr. abn., K. — 5. Nadel. K., 2 r., uml., gchr. abn., 1 r., uml., abn., uml., abn., uml., abn., uml., abn., bei dieser Nadel entfällt die K. — 6. Nadel. K., 10 r., uml., gchr. abn., K. — 7. Nadel. K., 2 r., uml., gchr. abn., 8 r., K. — 8. Nadel. 6 Maschen absetzen, 5 r., uml., gchr. abn., K. — Von der 1. Nadel wieder beginnen.

Abbildung Nr. 72 bis 74. Schmuckstückchen. Unser Modell, das mit wenigen Mitteln herzustellen ist, und dennoch eine

Zierde für jeden Toiletentisch bildet, ist aus mattem Glase und hellblauem Atlasbande. Das Kästchen mißt in seiner Länge 16 cm, der Breite nach 11 cm und in der Höhe 7 cm. Diesen Maschen entsprechend müssen die sechs Glastheile geschnitten werden, und zwar,

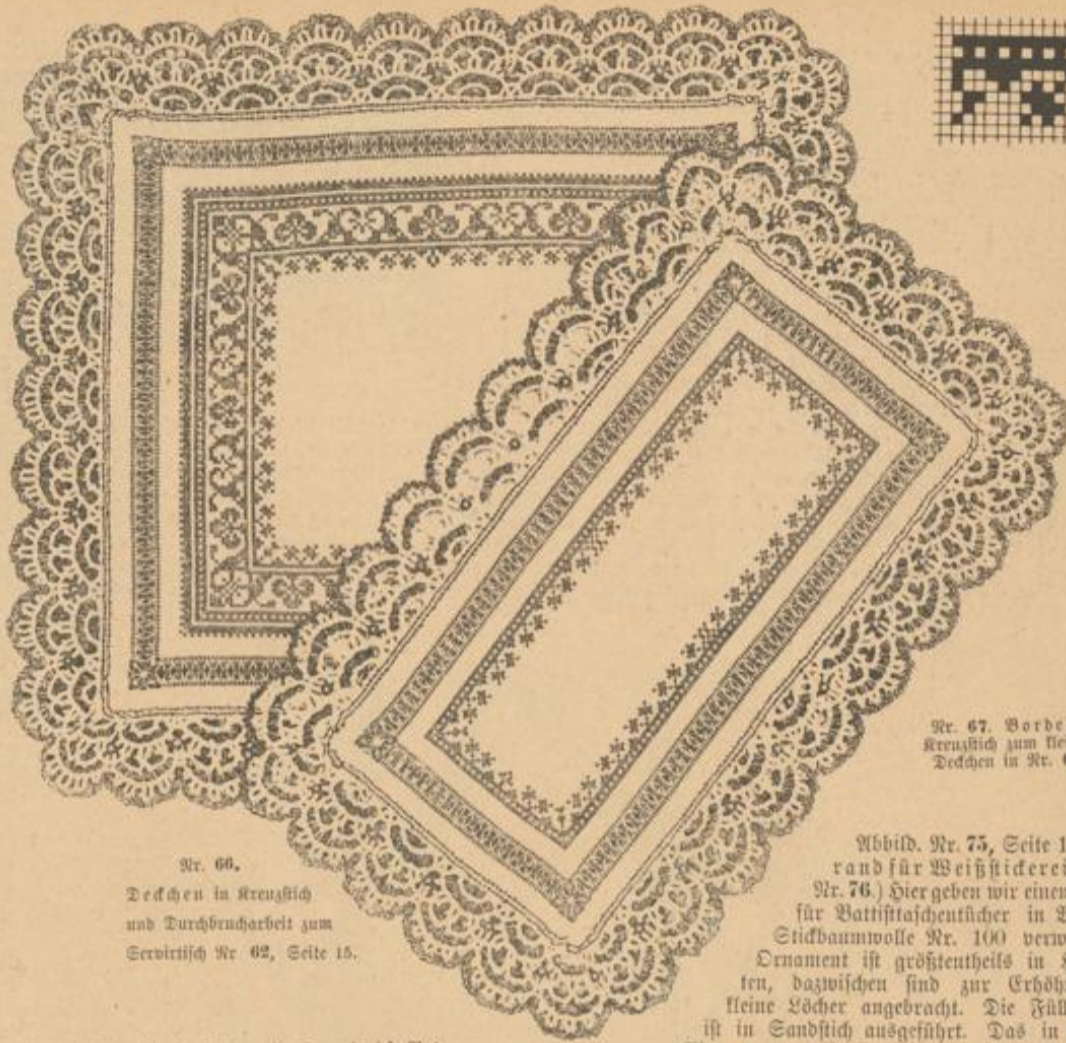


Nr. 64. Detail zum Durchbruchmuster Nr. 65.



Nr. 65. Durchbruchmuster (punto tirato).
(Detail zu den Decken Nr. 66, Seite 16.)

wie die verkleinerte Ansicht zeigt, je zwei Theile gleich. Nun werden die Kanten der Glascheile mit dem Bändchen stramm eingefasst, wozu man dasselbe seiner Breite nach zusammenlegt, dann das Ende einbiegt und mit kleinen Bindlingstrichen mittelst feiner, gleichfarbiger Seide zusammennäht. Den Glascheil fügt man in die dadurch entstandene Ecke ein, spannt das Bändchen stramm über die Kante und näht das Ende auf der entgegengesetzten Seite, wie früher zu, so daß das Band fest aufliegt. Auf diese Weise werden alle Kanten der sechs Glascheile überzogen, worauf man dieselben zusammenstellt, und die Ecken mit möglichst kleinen Strichen vereint. Deckel und Kasten werden gleichfalls verbunden, und als Stütze wird eine Bandspange angenäht. An der Bodenfläche werden in den vier Ecken Bronzefüße auf der Bundeinfassung befestigt. Die acht Ecken schmücken, wie ersichtlich, kleine Schleifen aus gleichem Bande. Nr. 72 zeigt die geschlossene — Nr. 73 die offene Ansicht, worin man eine kleine, wattierte Einlage bemerkt. Diese schneidet man aus gleichfarbigem Atlas, in derselben Größe wie die Bodenfläche, nebst 2 cm Zugabe für das Einbiegen. Nun wattirt man sie mit einer dünnen Schichte Baumwolle, in die man Weizenpulver streut, heftet mit kleinen, blauen Nadelknöpfchen ab und garnirt mit einer Bandruche. Erforderlich sind im Ganzen 7 m $1\frac{1}{2}$ cm breites Atlasband. Zu jeder kleinen Schleife ist $\frac{1}{4}$ m Band berechnet.



Nr. 66.
Deckchen in Kreuzstich
und Durchbrucharbeit zum
Servirtisch Nr. 62, Seite 15.



Nr. 67. Borde in
Kreuzstich zum kleinen
Deckchen in Nr. 66.

Abbild. Nr. 75, Seite 17. Taschentuchrand für Weißstickerei. (Hohlnaht hierzu Nr. 76.) Hier geben wir einen hübschen Schmuck für Battisttaschentücher in Weißstickerei, wozu Stiefbaumwolle Nr. 100 verwendet wird. Das Ornament ist größtentheils in Hochstickerei gehalten, dazwischen sind zur Erhöhung des Effectes kleine Löcher angebracht. Die Füllung der Formen ist in Sandstich ausgeführt. Das in der Ecke sichtbare Monogramm T. O. ist in Hoch-, Stiel- und Steppstich gefertigt. Dasselbe ist der Abbildung leicht nachzuarbeiten

$\frac{1}{2}$ cm von dem Ornament entfernt, beginnt die Hohlnaht, die nicht ganz $\frac{1}{2}$ cm breit ist, und an welcher sich der $2\frac{1}{2}$ cm breite Saum anschließt. Zur Hohlnaht zieht man je nach der Stärke des Stoffes eine bestimmte Anzahl Fäden aus, bis man die erforderliche Breite erreicht hat. An der Ecke, wo die Fäden sich im rechten Winkel treffen, entsteht eine Lücke. Hier werden die Fäden, beiläufig so lang, als die Oeffnung ist, stehen gelassen, und beim Säumen in den Saum hineingestrichen; hierauf werden die beiden Stofftheile am Rande der Lücke zusammengenäht. Der Saum selbst wird über vier Fäden genäht, und die kleine Borde nach Abbild. 76 eingestopft. Die obere Kante der Hohlnaht wird ebenfalls mit Saumstichen befestigt. In die Ecken werden kleine Spinnen eingnäht.

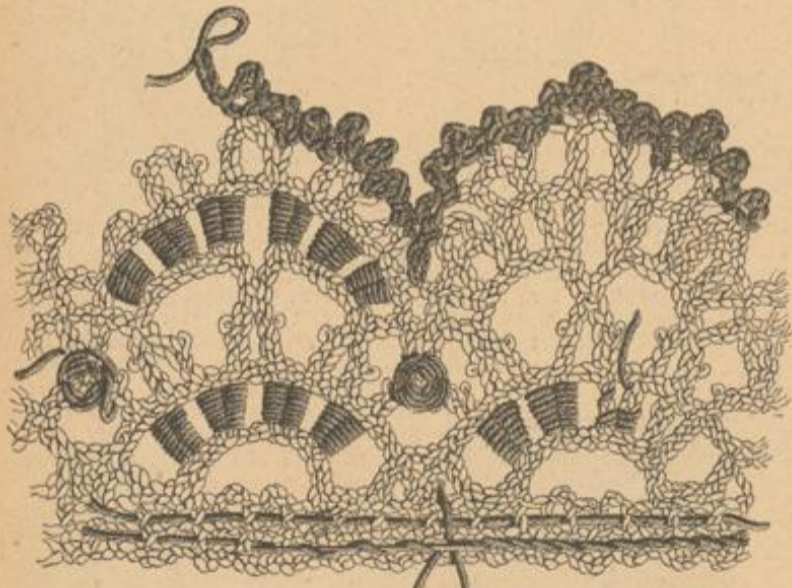


Nr. 70. Monogramm
in Weißstickerei O. Z.

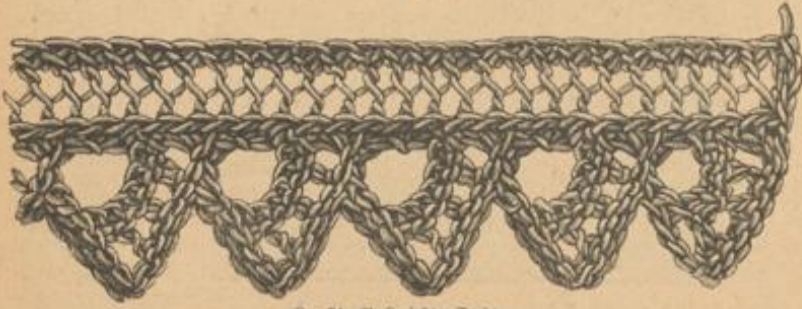
Abbildung Nr. 77, Seite 17. Taschentuchrand mit buntem Garn gestickt. Nr. 77 gibt eine Ecke in einfacher Stickerei zu einem Taschentuch aus feinem Battistlein. Die beiden Fadenreihen sind in braunem Garn, und zwar die untere dunkelbraun, die obere hellbraun festonnirt. Die kleinen chinesischen Lücken sind in dem unteren Bogen dunkelblau, die in dem oberen, sammt den kleinen Blättchen hellblau. Die Füllung in Sandstich dunkelbraun.

Abbildung Nr. 78, Seite 17. Taschentuchrand mit buntem Garn gestickt. Hier sind die dreizackigen Bogen abwechselnd dunkelroth und dunkelgrün festonnirt, und zwar die Fäden, welche die Angeln umfassen, grün, die andern, worin das Sträußchen sitzt, dunkelroth. Die Angeln sind in drei Tönen roth, die Blättchen der Sträußchen in zwei Tönen grün gestickt. Die Anwendung der Farben-Anancirung erkennt man aus unserer Zeichnung.

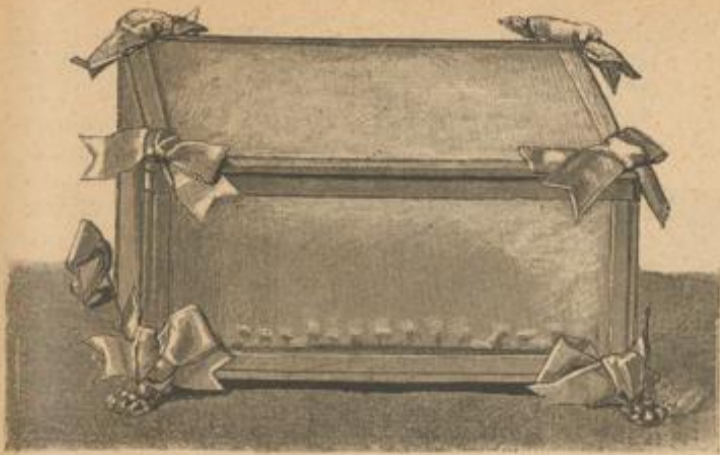
Abbildung Nr. 79, Seite 18. Sesselbehang. Ausgeführt von Ludwig Novotny, I., Freisingergasse 6. Eine der beliebtesten Sesseldecken bildet in unserer Zeit, wo die Formen der Möbel weniger runde und quadratische Behänge beanspruchen, die längliche Decke, bei der man nur die nach innen fallende Seite reich decorirt. Unsere Vorlage bringt einen in Fäden auslaufenden Streifen, der mit einer einfachen, leicht ausführbaren Franze abgeschlossen ist und sich für diesen Zweck sehr gut eignet. Hierzu ist grober, crémefarbiger Congress-Stoff genommen, und die Zeichnung darauf so übertragen, daß die geraden Linien derselben fadengerade laufen. Unsere Abbildung ist wegen Mangel an Raum etwas verkleinert dargestellt. Der Behang



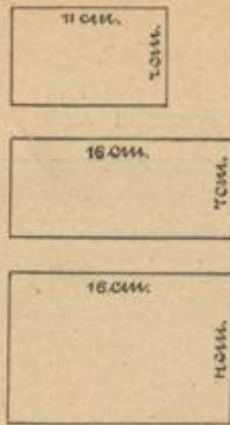
Nr. 68. Spitze zu den
Deckchen Nr. 66.



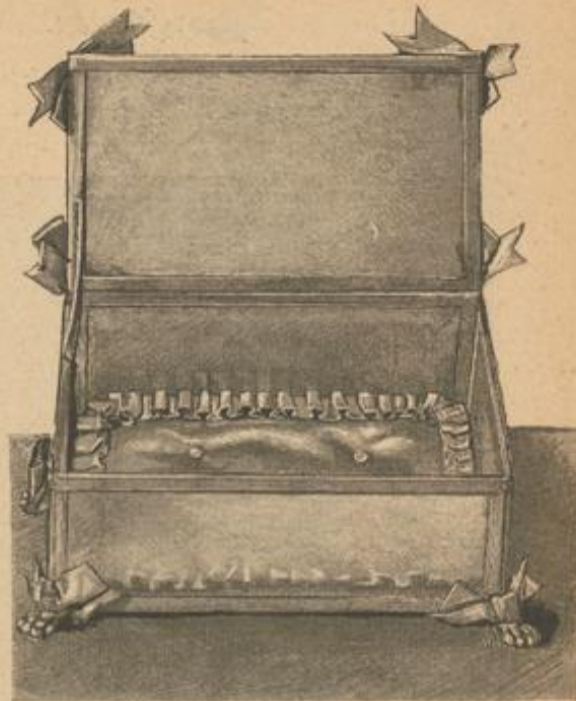
Nr. 71. Gestrickte Spitze.



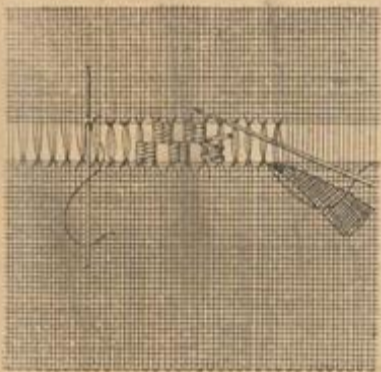
Nr. 72. Schmuckkästchen (geschlossen.)
(Nahe zu den Glasplatten siehe Nr. 74.)



Nr. 74.



Nr. 73. Schmuckkästchen (offen.)
(Nahe zu den Glasplatten siehe Nr. 74.)



Nr. 76. Hochsaum (punto strato)
zum Taschentuch Nr. 75.

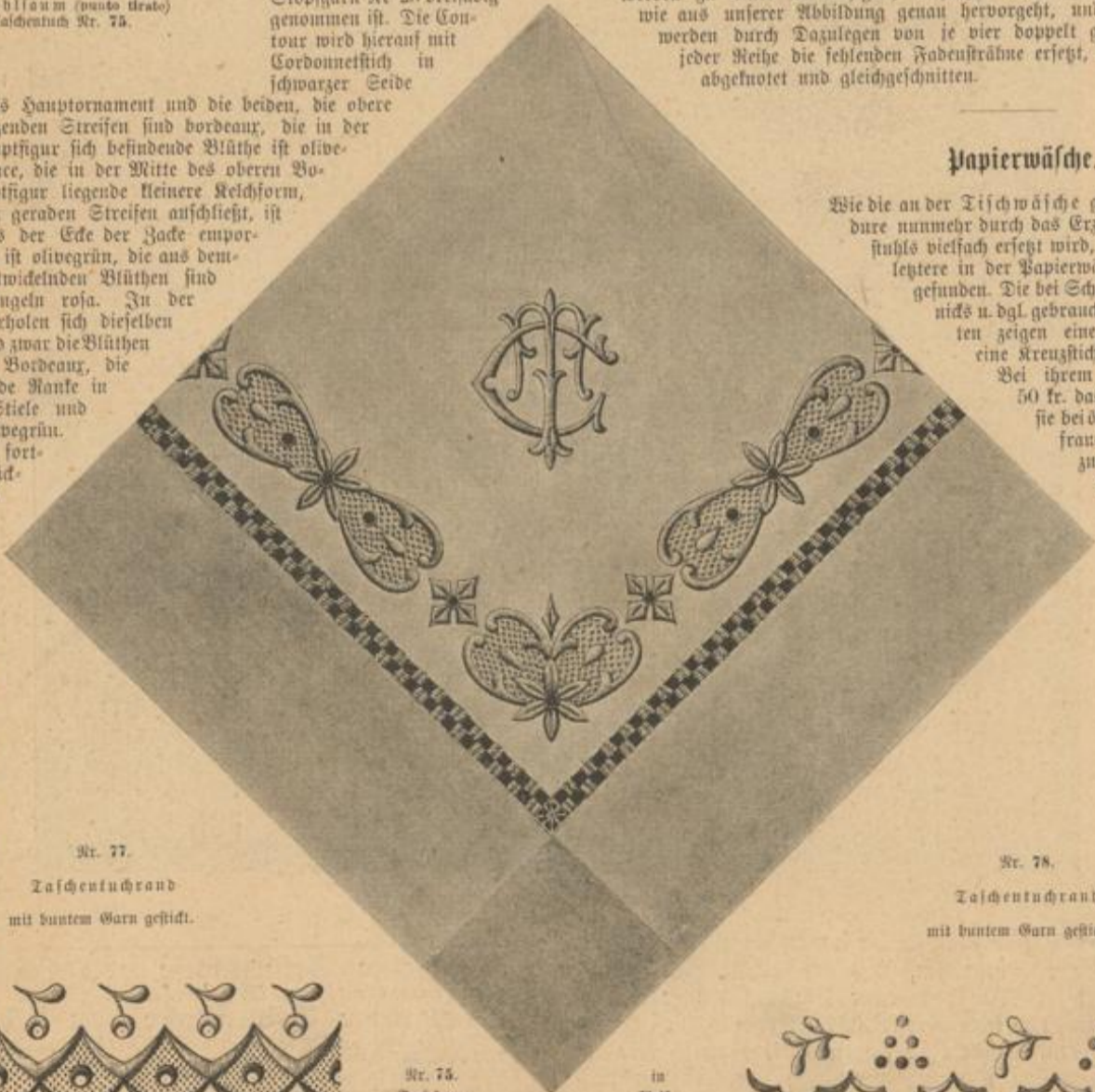
nist in seiner Breite, von der oberen Kante bis zur Spitze 28 cm ohne Franse, mit der Franse 45 cm, von der Kante bis zum Beginn der Jacke 18 cm, mit der Franse 35 cm, weshalb man den Stoff sammt dem oberen Saume 50 cm breit nehmen muß. Die Länge des Behanges richtet sich je nach dem Möbel, für welches er Verwendung findet. Die für diese Arbeit angewendete Stichtart haben wir in Nr. 63 des zweiten Heftes bereits erklärt. Mit diesen Stiche werden die Formen gefüllt, wozu D. M. C. Stopfgarn Nr. 25 dreifädig genommen ist. Die Contour wird hierauf mit Gordonnestich in schwarzer Seide

liegenden Punkte in Bronze gehalten. 2 cm oberhalb der Zeichnung wird der Stoff hinübergebogen und auf der Kehrseite mittelst unsichtbarer Saumstiche an den geraden, gestickten Streifen befestigt. 1 cm breit von der Stickerei entfernt wird die Jacke mittelst einer Gordonnestichreihe markirt, und der Stoff bis dahin ausgefädert. Nun werden beiläufig zehn und zehn Fäden zu gleichmäßigen Bündeln, mit Garn abwechselnd, in den gleichen Farbentönen der Stickerei, abgebunden. Sodann schneidet man aus jedem Bündel so viel Fäden heraus, daß acht in jedem derselben übrig bleiben. Diese Fädenbündel werden zu einer dreireihigen, einfachen Knotenfranse verflochten, wie aus unserer Abbildung genau hervorgeht, und an der Spitze werden durch Dazulegen von je vier doppelt gelegten Fäden in jeder Reihe die fehlenden Fädenstränge ersetzt, die Fransen spitz abgeknotet und gleichgeschritten.

umrandet. Das Hauptornament und die beiden, die obere Borde abgrenzenden Streifen sind bordeaux, die in der Mitte der Hauptfigur sich befindende Blüthe ist olivegrün und bronze, die in der Mitte des oberen Bogens der Hauptfigur liegende kleinere Kelchform, die sich an den geraden Streifen anschließt, ist rosa. Das aus der Ecke der Jacke emporstrebende Blatt ist olivegrün, die aus demselben sich entwickelnden Blüten sind bronze, die Angeln rosa. In der Bordüre wiederholen sich dieselben Farbentöne, und zwar die Blüten in Rosa und Bordeaux, die darüber liegende Kante in Bronze, die Stiele und Kelche in Olivegrün. Die oben sich fortfließenden Fädchen sind in Olive, die dazwischen

Papierwäsche.

Wie die an der Tischwäsche gestickte bunte Bordüre nunmehr durch das Erzeugniß des Webstuhls vielfach ersetzt wird, so hat auch dieses letztere in der Papierwäsche Nachahmung gefunden. Die bei Schlittenpartien, Picnicks u. dgl. gebrauchten Papierservietten zeigen einen farbigen Rand, eine Kreuzstichstickerei imitierend. Bei ihrem billigen Preise, 50 kr. das Duzend, dürften sie bei ökonomischen Hausfrauen auch im Hause zu dem serviettenverderbenden Braten leicht Verwendung finden.



Nr. 77.
Taschentuchrand
mit buntem Garn gestickt.



Nr. 78.
Taschentuchrand
mit buntem Garn gestickt.

Nr. 75.
Taschentuch
in Weißstickerei.

Menu-Karten.

Die modernen Ansprüche erschweren bekanntlich den Hausfrauen die ihnen meist angeborene Tugend der Gastfreundschaft in schmerzlicher Weise; früher lud man die guten Bekannten sans

façon zum «Speisen» ein, heute spricht man nur mehr pompös von einem «Diner», einem «Souper». Bei diesen Gelegenheiten sucht man womöglich mit prächtigem Service, mit einem Tischgedeck aus Damast oder ähnlichen kostbaren Dingen zu glänzen; die Sitte verlangt es, daß man zu jedem Convert ein kleines Bouquet frischer Blumen legt, und die Menu-Karte muß recht künstlerisch ausgeführt sein. Was nun die letztere betrifft, können wir unseren Leserinnen einige Anweisungen geben, wie man hübsche Menu-Karten selbst, nahezu kostenlos, herstellen kann. Man schneidet feinen, weißen Carton in beliebig große Stücke und beginnt nun mit deren Ausschmückung. Die hener so beliebten Menu-Karten mit krystallisirten Blumen kann man leicht imitiren, indem man vorerst mit dem Bleistift die Contouren von Blättchen

und Blüthen aufs Papier zeichnet. Die innere Fläche wird nun mit einem feinen Gummi bestrichen, und auf die feuchten Stellen streut man mit Zuhilfenahme einer Federmesser Klinge bunten Streusand, den man in jeder Papierhandlung erhält. Die glitzernden Blumen werden, nachdem sie eingetrocknet, mittelst Strichen, die man in Goldtinte ausführt, verbunden, wobei man nach

einiger Uebung bald ganz richtige Stengel erzeugen kann. Recht niedlich sind auch Menu-Karten, auf die man aus Gold- oder Silberpapier ausgeschnittene Gegeräthe geklebt, wie kleine Löffel, Messer, Teller &c. Aus rothem Papier kann man auch Krebse formen, aus hellgrünem Seidenpapier lassen sich Salat-

köpfe en miniature erzeugen und dergleichen. Pilant, sind schwarze Karten, die man mit breiten goldenen Arabeskenrändern versieht; eine originelle Idee bieten Menu-Karten in der Form einer gefalteten Serviette, auf deren einzelnen Blättern die Gänge notirt sind. Recht drollig sind endlich Menu-Karten, die, auf beiden Seiten beschrieben, auf einer Fläche das wirkliche Menu tragen, während auf der anderen möglichst ordinäre Speisen aufgezeichnet sind. Die letztere Seite ist zu oberst gefehrt, und der enttäuschte Gast findet da Dinge, die ihn mit Besorgniß für seinen Magen erfüllen! Andere Hausfrauen regen wohl auch in entgegenge-setzter Art die Laune ihrer Gäste an, indem sie nämlich den auf ihrer Speisefarte verzeichneten Gerichten allerhand exotische Namen geben (indische Schwalbennester für Fricassé in Muscheln) u. s. w.



Nr. 79. Sesselbehang in Cordonestich.

Weisse Seidenstoffe von 65 fr.	518
per Meter (ca. 120 Qual.) roben- und stückweise goldfrei.	fl. 11.40
Farbige Seidenstoffe von 85 fr.	518
per Meter (ca. 2000 verschiedene Farben und Dessins) verfenbet roben- und stückweise goldfrei das Fabrik-Depôt G. Henneberg (t. l. Postfach), Zürich. Muster umgehend. Briefe 10 fr. Porto.	fl. 7.05
	54

Redaction: Für Mode Jenny Neumann. — Für Wäsche Regine Almann. — Für Handarbeit Marie Bergmann.



Im Boudoir.

Nr. 4.

Beiblatt zur „Wiener Mode“.

15. Februar 1888.



Ludwig Angenruder.

Vertrauliche Zwiegespräch.

Von Ludwig Angenruder.

»Du mei' herziab's Schopferl,
»No, sog' mer nuar grad,
»Ob Dir noch loan Ondra
»In d' Aug'n g'stochen hot?«

»Dann los' a mei' Bua glei'
»Dich frog'n vor Oll'n,
»Hot Dir eyppa nia noch
»Koa' Ondri nit g'foll'n?«

»Ei, schau', Du mei' Dirndal
»Und häti's dös a thon,
»Dir ziemt do loa' Neugier,
»I bin jo a Kon!«

»Und i bin a Dirndal
»Frei ledig allweg'n,
»Und liegt Dir ou mir, is
»Om Ondern nig g'leg'n!«

»Es is a im Grund doch
»A dalkatas Frog'n,
»Mer schent sich vor'm Aug'n und
»Kog d' Wahrheit nit sog'n.«

»No, fixtas, mei' Büabl
»Dös moan' i holt a,
»Und liabt ma sich recht, g'schiacht's
»Doch ollwal zu Zwa!«



Wie die Welt ist.

Von Jan von Jynlen.

«Ce que nous mangeons, fait l'esprit.»

Voltaire.

Für Jemanden, der im Laufe der Zeit in verschiedenen Ländern und Städten so lange gelebt hat, daß er dort fast heimisch geworden, ist es nicht leicht, sich in das Gemüth derer zu versetzen, die, von kleinen Ausflügen abgesehen, immer in ihrem Geburtsort geblieben sind. Ich kann mir schlechterdings nicht vorstellen, mit welchen Augen sie die Dinge, welche ihnen von Kindheit an gewohnt sind, betrachten. In allen Fällen aber ist ihr Urtheil einseitig. Sie verstehen nur die Gewohnheiten zu würdigen, in denen sie aufgewachsen sind, und von ihnen gilt das Sprichwort: »Was der Bauer nicht kennt, das ist er nicht.« Sie messen Alles nach dem Maßstab ihres Kirchturms, und was sich damit nicht abthun läßt, schätzen sie gering. Wenn man ihnen erzählt, wie in Italien die Fische zubereitet werden, drücken sie ihre Verachtung aus, und wenn sie hören, daß die Grönländer mit Vergnügen Leberthran zu sich nehmen, schlagen sie die Hände über dem Kopf zusammen; sie können nicht begreifen, daß man sich im kalten Norden so gut an Thran gewöhnen kann, wie bei uns an Sardiros de Nantes. Weyprecht und seine Genossen aßen, um ihre Vorräthe in den Blechbüchsen zu schonen, rohen Seehundsspeck, zuerst mit Widerwillen, dann mit Behagen. Der Mensch gewöhnt sich ganz schnell an Alles, was seiner Natur nicht gründlich widersteht.

Kommt man in ein fremdes Land, um dort längere Zeit zu bleiben, so thut man am besten, wenn man seine Lebensweise so

rasch wie möglich den neuen Verhältnissen anpaßt. Vor Allem ist dies bei Speise und Trank der Fall. Ich habe dies schon in früher Jugend erkannt und mich seitdem danach verhalten. Als ich zum erstenmal nach Italien kam, war es Hochsommer und schrecklich heiß. Der eigenthümliche Geruch italienischer Städte und ihrer engen Gassen, die nach Oliven, Fisch, Parmesankäse und allem Möglichen duften, war mir im höchsten Grade zuwider; am übelsten aber war der Dunst von heißem Del, das dort zur Bereitung so vieler Speisen, namentlich der Fische und Artischocken, benutzt wird. Ich konnte in Folge dieses Geruches nichts essen, das mit Del angemacht war, und befand mich unwohl. Nachts wurde ich von bössartigen Mücken gequält, die mich mit ihren Stichen tätowirten. Als ich



darüber klagte, riefen die Italiener mir, ich solle nur recht viel Del genießen. Dazu bequente ich mich und hatte nicht allein das Vergnügen, daß die Rücken mich fortan in Ruhe ließen, sondern auch den Gewinn, daß ich den mit Del bereiteten Speisen allmählig Geschmack abgewann und deren Duft nicht mehr als lästig empfand. Seitdem habe ich das Wohlgefallen an Del nicht verloren und finde noch heute, daß Fische, die darin gebraten, am besten sind. Zuerst konnte ich auch nicht begreifen, daß man in die Suppe, die Minestra, geriebenen Parmesankäse thun mochte; daran habe ich mich auch gewöhnt und finde es jetzt sehr gut. Rossini hat diese Art, die Suppe zu würzen, nach Paris gebracht, und von dort verbreitete sie sich über die ganze Welt. Es gibt aber Dinge, mit denen man sich nicht so rasch befreunden kann. So bekommt man in Schweden neben den ausgefuchtesten Lederbissen des Frühstücktisches auch Scheiben von rohem Lachs, die eine Stunde vor dem Anrichten mit Salz bestreut werden. Diese Speise wird von den Einheimischen hochgeschätzt; ich mochte sie nicht einmal im Munde behalten, ebenso wenig wie die Froschschenkel, die mir in Frankreich vorgesetzt wurden. Es bleibt doch in jedem Menschen etwas von dem Bauern, der nicht ißt, was er nicht kennt.

Der deutsche Botschafter in Paris, Graf Münster, früher in London, hat zu einem vorzüglichem Kochbuch, das seine Gemalin, geborene Lady Harriett St. Clair, herausgegeben hat, eine Vorrede geschrieben, in welcher er sagt, daß die französische Küche im Allgemeinen für die beste gehalten werde, und daß sie es auch in mancher Beziehung sei, weil sie dem Stoff, aus welchem die Speisen bereitet werden, große Aufmerksamkeit zuwendet, und die verfeinerte Zubereitung Alles schmackhaft mache. Die italienische Küche stehe wohl auf tieferer Stufe, sei aber besser als ihr Ruf. Die russische sei nicht schlecht, namentlich seien es die Pasteten, die Fischspeisen und die verzuckerten Früchte, deren Bereitung der Russe ganz außerordentlich gut verstehe. Die englische Küche ist dem Botschafter die liebste; er hält sie unbedingt für die rationellste und gesundeste, wie denn überhaupt der Engländer in alledem, was praktisches Leben, wirkliche Civilisation anbetrifft, den übrigen Nationen um ein Jahrhundert voraus ist. Die deutsche Küche kommt am schlechtesten bei dem Botschafter weg; er sagt, sie sei die der Gesundheit am wenigsten zuträglich, und schreibt dies dem übermäßigen Gebrauch von Butter zu. Meint der Graf vielleicht die Küche in Berlin? Sie hat sich in den letzten Jahren erheblich gebessert. Oder hat er Sachsen und Bayern vor Augen? Es ist wahr, in vielen Gegenden Deutschlands bekommt man farges Essen, aber in anderen ist man besser als in der ganzen Welt; so in den Städten am Rhein entlang, in Wien, wenn auch hier nur in den Familien, an der ganzen Nordsee und Ostsee, vor Allem in Hamburg. Die deutsche Küche hat eigentlich gar keinen ausgesprochenen Charakter; sie ist vielseitig, wie der Deutsche selbst. In Wien ist sie beeinflusst von Ungarn, Italien und Böhmen, die das Beste liefern, was sie haben.

Moleschott's Ausspruch: »Der Mensch ist, was er ißt«, bewahrheitet sich am deutlichsten an den Hamburgern; ihr weltmännischer Sinn, ihr weiter Blick, ihr kühner Unternehmungsgeist, der sich über die Ozeane und über die Häfen der ganzen Welt erstreckt, stehen in vollem Einklang mit der Vielseitigkeit und dem Reichthum ihrer Küche. Hamburg hat eine Weltküche; sie eignet sich Alles an, was unser Planet Gutes bietet. Die hamburgischen Schiffe bringen aus den fernsten Zonen seltene Lederbissen mit, die ungeheure Schildkröte aus der Südsee, die würzigen Vogelnester von Ostindien, die Fettschwänze unaussprechlicher Thiere von Australien und alle Früchte der alten und neuen Welt. Dazu bietet die Umgegend der Stadt das Beste in jeder Art, die saftigen Rinder von Holstein und Jütland, die Hammel von Mecklenburgs Wiesen, das zarte Gemüse aus den Marschen der Elbe, die Fische, die Austern und Hummern aus dem Meere, das Obst aus den Bierlanden, das dort von Bauern, die vor Jahrhunderten aus Holland eingewandert sind, mit zärtlicher Sorgfalt gezogen wird. In alledem ist kein Ort auf der Welt günstiger daran als Hamburg, und zum Theil deshalb ist das nahe Friedrichsruhe der Lieblingsplatz des Fürsten Bismarck, der eine gute Tafel hält und sich aus der Stadt mit Allem reichlich versorgen kann. Zudem vereinigt Hamburg alle Vorzüge der englischen, französischen, skandinavischen und auch der deutschen Küche. Die bedeutende britische Colonie und der stete Verkehr mit England und die in der Hansestadt lebenden Dänen und Schweden sind nicht ohne Einfluß geblieben, Frankreich aber hat viel mehr gethan. Wenn man die alte behäbige Küche Hamburgs mit einem gesunden Bann vergleichen darf, so haben die Franzosen ihm ein edles Reis angepfropft.

Viele der Hugenotten, die ihrem Vaterlande den Rücken wandten, und eine bedeutende Zahl von Emigranten aus der großen Revolution haben sich in Hamburg niedergelassen und der Kochkunst dort einen so hohen Grad der Verfeinerung beigebracht, wie man ihn in Paris, dessen Restaurants von ihrem alten Ruhme zehren, jetzt selten findet. Während der Revolution wanderten mehr als vierzehntausend Franzosen in Hamburg ein; die vornehmsten darunter brachten ihre Köche mit, welche sofort eine Menge Restaurants errichteten. Man speiste dort zu jener Zeit noch besser als bei den Matadoren der Kochkunst, Bouvillers, Meot und Robert im Palais Royal zu Paris.

Ja, die Franzosen; sie sind ein merkwürdiges Volk! Die Verfeinerung ihrer Küche ist jedoch nicht von großem Alter und nicht ihr eigenes Verdienst, sondern das der älteren italienischen Küche, welche bereits im sechszehnten Jahrhundert in hoher Ausbildung stand; vielleicht schon früher, wie der Freiherr von Numohr, der berühmte Kenner solcher Dinge, in seinem »Geist der Kochkunst« meint, und wie aus einzelnen Zügen der Novellen-Literatur hervorgeht. »Die Italiener,« sagt er, »hatten ihren vollen Kunstgeschmack und Schönheitsginst auf die Tafel übertragen, wie die Künstlergeschmäuse der goldenen Zeit und jene auf Gelbe gemalten Wappen bezeugen, durch welche die Gesandten Pius' II. zu Siena beinahe vergiftet wurden. Der oberste Rundloch des heil. Pius V., Bartholomeo Scappi, gab um 1570 ein vortreffliches und lehrreiches Kochbuch heraus, dessen vereinzelt Bemerkungen sehr schätzbar sind, wengleich der Geschmack seinerzeit sich bereits zum Manierirten hinüberneigte.« Jene ästhetische Feinheit der älteren italienischen Küche kam mit den medicaischen Prinzessinnen an den französischen Hof, zugleich mit dem Kunstgeschmack und der vergeblichen Nachahmung der italienischen Poesie. Von Frankreich aus kam sie früh nach Deutschland, wie die Kochbücher bezeugen, welche um 1600 in Frankfurt gedruckt wurden, und die Gastmahl des Commandanten von Hanau in »Simplicissimus«, dieser unvergleichlichen Sittenschilderung des dreißigjährigen Krieges. »Welchen Einfluß,« sagt Numohr noch, »nun auch die Italiener vor Zeiten auf die französische Küche ausgeübt haben mögen, so bleibt den Franzosen doch das Verdienst, die Fleischbrühe zur Grundlage aller nassen Bereitungen erhoben und gerade hiedurch eine Unendlichkeit von Speisen gesunder und schmackhafter gemacht zu haben. Sowohl bei den alten wie bei den neueren Italienern blieb die Fleischbrühe ganz unbenuzt. Denn Griechen und Römer besaßen eine große Menge mehr oder minder feinen Olivendles; dieses diente ihnen zur durchgängigen Bindung flüssiger und feuchter Speisen und veranlaßte andererseits, wie noch im südlichen Europa, einen übertriebenen Gebrauch hitziger Gewürze, an welchem schon Plinius Anstoß nahm.« Man hat wiederholt Versuche gemacht, nach den Angaben des berühmten Kochkünstlers Apicius Speisen zu bereiten, damit aber nur Unmöglichkeiten zuwege gebracht, deren Hauptfehler in der Zerstörung der Rohstoffe und in der Ueberwürzung bestand.

Gegenwärtig ist in der italienischen Küche nur das Volksmäßige lobenswerth; sie hat mit der französischen die Rolle getauscht. Diese ist die größte Herrscherin in der civilisirten Welt geworden. Dann kommt die englische, von welcher man gelernt hat, Fleisch richtig zu braten und Gemüse in vernünftiger Weise auf den Tisch zu bringen, wenn auch dies nicht nach Jedermanns Geschmack ist. Die hamburgische Küche in ihrer Vollkommenheit und mit dem Besten aller Völker und Länder steht abseits und ist nur in Hamburg zu finden, reicht höchstens mit ihren Strahlen nach Kiel und Schwerin, Magdeburg und Hannover. Bleibt noch die Wiener Küche. Diese hat ein Product zu Tage gefördert, das seinen Lauf über ganz Europa genommen hat. Es ist das Schnitzel; freilich in etwas anderer Form, als wir es in Wien gewohnt sind. Man bekommt eine Cotelette; darauf liegen einige Kappern, ein gekrümmtes Sardellen und etwas von einer Citrone, so schlank wie der Mond in seinem ersten Viertel. So ist es in Constantinopel und in Paris, in Palermo und in Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Welt. Es ändert seine Schreibweise ein wenig, aber man kennt es immer wieder, was ich in vorigen Jahre auf einer Reise nach dem Nordcap zu beobachten Gelegenheit hatte. In Hamburg heißt es noch »Wiener Schnitzel«, in Christiania »Wiener Snißel«, in Drontheim »Winerstiffel« und in Hammerfest »Winerstids«. Mit Freude begrüßte ich es allerwärts wegen seines Namens, der mich jedesmal an das theure Wien erinnerte, doch verzehren ließ ich es von Anderen, denn es konnte mir in dem besagten Auspug nicht gefallen trotz meiner kosmopolitischen Gesinnung in Speise und Trank.

Die Geschichte einer Schönheit.

Nach Thatfachen erzählt von Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)



Endlich aber erschien im Local ein älterer Herr, von runder, wohlgenährter Gestalt, der sich gerademwegs zu der Fremden wandte, ihr die Hand über den Tisch reichte und sie freundlich in spanischer Sprache anredete. Es war Richard, der sich nach seinem Schützling umfah und nun zufrieden die Wirkung beobachtete, welche derselbe auf die Gäste übte, einer noch größeren aber gewärtig war, wenn am Abend seine Zeitungsnotiz erschienen wäre. Cordelia's traurige Augen empfingen ihn mit einem stummen Willkommen; der Schmerzszug um ihren Lippen milderte sich, als sie schweigend seine Hand nahm.

„Nur Muth!“ flüsterte er ihr zu. „Ich habe Alles gethan, damit man Sie schone, bis Sie sich erholt! Sie haben als Neuling vorläufig nur die Geschäfte hier zu lernen. Uebrigens sehen Sie, daß Alle von Ihnen entzückt sind.“

Schweigend, in tiefem Ernst hörte sie ihn an, nur ein flüchtiger, schmerzlicher Blick flog aus den tränenmüden Augen über die Gäste; Richard aber erfüllte den Wunsch mehrerer sich an ihn drängender Bekannten, diese ihr vorzustellen, und damit meinte er, das Eis gebrochen zu haben, denn auf seinen mahnenden stummen Wink, zwang sich das Mädchen, ihren Fragen zu antworten.

Zu Tode ermüdet vom Schmerz, tief beschämt durch die Rolle, die sie den Tag hindurch gespielt, suchte Cordelia nach dem ersten Tag in der Nacht das Zimmerchen, das ihr Richard gemiethet. Aber sie rief sich Muth in's Herz, als sie das Lager gesucht. Verbannt aus der Heimath, verwaist, hinausgeschleudert in eine Welt, die ihr fremd, wollte sie ausharren, bis sich ihr eine ihrer würdigere Stellung biete. Was geschehen, war unabänderlich; ihr Schmerz verlor seine erste, lähmende, betäubende Kraft; sie brauchte nicht allein zu sein, und die Vorstellung von der Unwürdigkeit ihrer Stellung verblaßte über den Trost, daß Niemand sie hier kenne.

Gefasster erhob sie sich. Sie hatte wenigstens zum Theil die geistige Energie wieder gefunden, die sie im väterlichen Hause für den kranken Vater zu entwickeln gewohnt gewesen, und die Schranke, hinter die man sie vor die Oeffentlichkeit gestellt, sollte ihr eine Schutzwehr sein, hinter der sie sich aufrichten wollte, um dann den Kampf mit aller Welt aufzunehmen.

Richard fand sie zu seiner Zufriedenheit am nächsten Vormittag ruhig, zwar ernst, wie das ihrem Antlitz so wohl ließ, aber doch bereit zur Erfüllung ihrer neuen Berufspflichten.

Und denen kam sie nach, unnahbar denjenigen, die sich an sie drängten, gefeilt gegen die Spötteleien der Collegeninnen, die sich von den Gästen vernachlässigt sahen; und so vergingen Tage, Wochen, und sie lernte ihr Schicksal ertragen.

Richard sah sie täglich. Mit keinem Worte erwähnte er des verschwundenen Bentes. Während der letzten Tage erschien er aber mit einem Herrn, einem Spanier, den er ihr als Grafen Pablo San Julian y Setubal, seinen Gönner und Freund, vorstellte.

Es war das ein junger Mann von eigenthümlich fesselndem Aeußeren, groß, schlank und kräftig gebaut, mit tiefgebräuntem, hübschem, von schwarzem Bart umrahmtem Gesicht, kühnem Ausdruck und in ihrer Ruhe finster blickenden Augen, die jedoch im Gespräch einen seltenen, gewinnenden Glanz erhielten, und wenn sie Cordelia's Antlitz trafen, eine sie beunruhigende Gluth zeigten.

Graf San Julian hatte für den ersten Blick etwas Vornehmes, seine Haltung, seine Miene wirkten echt aristokratisch,

aber er verlor diesen Vorzug, wenn er sich in der Unterhaltung gehen ließ. Seine Hände waren weniger gebräunt als sein Antlitz — zwei kostbare Brillanten schmückten sie, aber sie waren hart und nicht schön geformt; seine Stimme klang rauh, doch war sie auch weichen Tones fähig. Er zeigte die größte Eleganz in seiner Kleidung, aber in der Weise, wie er sie trug, lag Etwas Bräskes. Im Ganzen war der Graf, ein Mann von dreißig Jahren, eine ungewöhnliche, auffallende und interessante Erscheinung.

Er behandelte Richard im Verkehr wie einen unter ihm Stehenden, hörte wenig auf dessen Weisrähigkeit, verachtete sichtbar seine Liebedienerei und schmeichelnde Artigkeit; und wenn er kam, hasteten seine düsteren Augen unverwandt auf Cordelia, ohne daß er anfangs sich ihr irgendwie näherte, bis er endlich jedesmal, wenn er zu bestimmter Stunde kam, stolz bewußt, aber artig, einige Worte an sie richtete, die sie ebenso zurückgab.

„Wie gefällt Ihnen der Graf?“ fragte eines Tages Richard, und gleichgiltig antwortete Cordelia:

„Er gewinnt hier, weil er selbstbewußt ist, wo Alle so leicht sich selbst vergessen.“

„Er ist Grand von Spanien, unermesslich reich,“ rief Richard mit Emphase, „und... er liebt Sie!“ flüsterte er mit verschmitztem Lächeln.

Cordelia erblichte.

„Er betrachtet es unter seiner Würde, Ihnen hier anzudeuten, was er empfindet,“ fuhr Richard fort. „Er trägt Ihnen deshalb durch mich seine Hand und seinen Namen an, ehe er Paris verläßt. Er ist ein schöner Mann, besitzt große Güter in Spanien und Andorra, und führt ein herrliches, wechselreiches Leben auf seiner Yacht, die vor Rizza liegt. Sie sehen, ist's auch kein Herzog, so ist es doch nicht viel Geringeres!“

„Sagen Sie dem Grafen, ich sei ein armes, verwaistes Geschöpf, dessen Ehrgeiz nicht bis zu ihm reicht!“ erwiderte Cordelia.

Richard war hierauf gefaßt gewesen.

„Sie wären es nicht, hätte man Sie nicht um das Ihrige betrogen!“ mahnte er. „Er weiß dies, und Sie sollten klug genug sein, „Ja“ zu sagen, Gräfin San Julian y Setubal! Selbst wenn Sie nur aus wirklicher Liebe sich einem Manne hingeben wollten, ist er nicht vor allen Andern einer solchen werth? Und was erwarten Sie vom Leben? Er bietet ihnen Rang, Reichthum, ein Dasein, das kein Weib herrlicher zu wünschen im Stande wäre!“

Cordelia schüttelte den Kopf; in dem Augenblick trat auch der Graf ein. Sie erblichte, erröthete und wandte sich ab, unzufrieden mit sich selbst; er sah es und tauschte einen Blick mit Richard. Als er sich ihr aber näherte, blickte sie ihm gefaßt, mit großen, ausdruckslosen Augen in's Antlitz.

„Señora,“ sagte er fast schroff, „es gibt einen würdigeren Platz für Sie als dieser hier ist, an den Sie, wie ich hörte, ein unglückliches Geschick führte!“ Er grüßte höflich, aber ebenso kalt. Beider Augen begegneten sich hierbei. Er ging, und Richard folgte ihm geschäftig.

Cordelia stand regnungslos; ihr Herz pochte bange. In seinen Worten, seinen Mienen, seiner Haltung hatte die vornehme Kälte verletzten Selbstgefühles gelegen, denn die ihrige deutete ihm die Antwort, die sie Richard gegeben, und dennoch hatte ihr sein Blick auch gezeigt, daß er einen Verlust betrauerte.

Richard suchte sie am nächsten Vormittag vergeblich an ihrem Platz; er pochte an die Thür ihres Zimmers und fand sie bleich, unsicher; ihre Augen waren feucht. In größter Besorgniß fragte er, was geschehen sei.

„Sie wissen es, Sie selbst sind Schuld daran!“ antwortete sie, ohne aufzublicken. — „Er hatte Recht,“ sprach sie halbblau vor sich hin. „Die Stellung in die Sie mich führten, ist meiner nicht würdig! Seine Worte haben mich überzeugt, wenn es deren noch bedurfte.“

»Seine Worte!« wiederholte sich Richard stumm. »Er ist ihr also nicht gleichgültig!... Seien Sie vernünftig!« sprach er laut. »Ich sagte Ihnen ja, sie sei nur ein Uebergang in eine bessere,« lachte er. »Ich bot Ihnen gestern eine solche!« Er nahm ihre Hand wie damals und streichelte sie. »Man wird Sie schmerzlich vermissen, denn sie sollen nicht wieder zurück, aber — Sie machen mir Sorge! — Wohin mit Ihnen?«

Sie senkte die Stirn, ihre Hand willenlos in der seinigen lassend; er fühlte an ihrem schnellen, heftigen Puls, daß sie mit sich selber rang, und ihn nicht zum Zeugen eines inneren Kampfes machen wollte. So vergingen Sekunden.

Endlich beugte sich Richard über sie und flüsterte ihr in's Ohr. Auch da noch regte sie sich nicht. Richard richtete sich auf, preßte ihre Hand und verließ mit zufriednem Gesicht das Zimmer.

V.

In einem der von wilder Romantik umschlossenen, tief zwischen Schneegipfel eingesenkten Dörfer des Thales von Andorra, schleppte sich ein plump gebanter char-à-banc, eines jener primitiven Gebirgsfahrwerke, von zwei Mauljeseln gezogen, die ausgefahrene Felsenstraße entlang.

Die Sonne hatte sich bereits hinter die Berggipfel gesenkt und vergoldete die Schneefirsten rings umher, das Dunkel sank schnell über das stille, von Hirten bewohnte Dorf, über dessen armselige Baracken auf niederen, von Dornen und Ginstern umwuchertem Plateau, sich ein einziges schloßartiges Gebäude, mit blinden, zum Theil zerbrochenen Fenstercheiben, düster und von längst vergangenen Zeiten redend, erhob. Ein großes, in Stein gehauenes Wappen über dem mit rostigen Eisenbändern beschlagenen Portal, zeugte von dem Alter der Hidalgo Familie, die einst hier gewohnt haben mochte, aber auch vielleicht von ihren Schicksalen.

Unter dem Halb-Verdeck von gegebtem Bocksfell des Gefährtes saßen zwei Reisende, ermüdet durch die beschwerliche Fahrt über die das Thal umgebenden Gebirgspässe, — Cordelia in den Mantel gehüllt, fröstelte trotzdem in der scharfen Bergluft; mit bangen Augen blickte sie in das Dorf hinab, und ihre beklemmte Brust befreite ein starkes Aufathmen, als Richard, ihre Vorlesung, die Hand ausstreckte und auf ein, zwischen hohen und düsteren Pinien sichtbar werdendes Kirchlein deutete, dessen Fenster sich eben erhellen.

»Der Graf erwartet uns vor dem Portal,« sagte er, froh, das Ziel erreicht zu haben. »Die Ränne in dem Schlosse dieses Dorfes, nach dem er seinen alten Namen führt, sind ungastlich geworden, weil sie Niemand bewohnt; er glaubte es aber seinen Vorfahren schuldig zu sein, den heiligen Act in dieser Kirche vollziehen zu lassen. Ein mit Maulthieren bespannter Wagen wird das junge Paar gleich nach der Trauung zur nächsten spanischen Station tragen.«

Richard's Vorstellungen hatten also gesiegt. Cordelia hatte, als sie sich Bedenkzeit erbeten, keine Abneigung gegen den Grafen San Julian in ihrem Herzen gefunden. Die Art und Weise, in der er um sie warb, war eine so edle und würdige; er hatte ihr nicht verhehlt, daß sein Stolz ihm Zurückhaltung gebiete, daß dieser seiner Liebe gewisse äußere Grenzen stecke, aber er hatte ja einen desto thätigeren Werber in Richard gehabt, der ihr gesagt, daß er mit den Verwaltern der gräflichen Güter in langer Geschäftsbeziehung stehe. Seine Ueberredungskunst überwand schließlich alle Besorgnisse des Mädchens; als er ihr immer wieder vorgestellt, sie sei eine Waise, die auf der ganzen weiten Welt keine Stütze findet, und unerfahren, ohne die Fähigkeit, sich selbst zu ernähren, ein Glück von sich weise, dem das Schicksal selbst sie in die Arme geführt.

Sie konnte ihn achten, so gestand sie sich selbst, vielleicht war es auch nur die Furcht vor diesem unverhofften Glück, was sie abhielt, mehr für ihn zu empfinden, und hieran trug wohl sein eigenes Wesen Schuld. Es lag etwas Hartes, Schroffes darin, das Richard aus seiner aristokratischen Erziehung, dem jedem spanischen Hidalgo eigenen Stolz erklärte. Die Leidenschaft, die, wenn er sie sah, aus seinen dunklen Augen flammte, bröche sich an seinem unbengsamen, äußeren Menschen, so erklärte der Lobredner des jungen Mannes; er schene sich, zu bekennen, was in ihm sei, und das sei besser, als wenn er wie Andere heuchle.

Graf San Julian erhielt also eines Tages, als er eben im Begriff war, Paris zu verlassen, ihr Jawort. Er sah sie nicht mehr, und auch darin wollte Richard das Ungewöhnliche eines großen Charakters finden. Unter des Werbers Schutz wollte er die Braut an der Pforte der Kirche empfangen, in der Alles für die heilige Handlung vorbereitet sein werde.

Mit hochklopfendem Herzen vertraute also Cordelia sich ihrem Beschützer an, und jetzt, an diesem Abend fühlte sie es wie ein Hämmern in der Brust, als sie die Fenster des kleinen Gotteshauses im Kerzenlicht erstrahlen sah. Unwillkürlich ergriff sie Richard's Hand und preßte sie krampfhaft; er vernahm, wie ihre Zähne auf einander schlugen, und lächelte.

»Es ist die scharfe, abendliche Gebirgsluft, auch ich empfinde sie, der ich noch nie dieses wunderbar schöne Thal gesehen,« sagte er beschwichtigend. »Diese gewaltige Offenbarung der Natur macht Sie kleinmüthig im Angesichte Ihres Glückes! Zeigen Sie dem Grafen um Gotteswillen nichts, was er für Undank, für Mangel an Vertrauen halten müßte. Er liebt Sie; was begehren Sie mehr!«

Das Gefährte bewegte sich eben durch die Oeffnung einer die Kirche umgrenzenden Hecke; der Schatten der hohen Pinien nahm sie auf. Cordelia sah vor dem Thor der Kapelle ein Duzend ärmlich, meist in Ziegenfell gekleideter Menschen, mit wetterharten Gesichtern, alte Weiber, Kinder in seltsamen Costümen, die neugierig ihrer zu harren schienen, und nun öffneten sich auch die niederen Flügel der Kirchenthür. Zwei Männer mit dicken, brennenden, gelben Wachskerzen erschienen in derselben und zwischen ihnen Graf Pablo's hohe Gestalt, in Schwarz gekleidet. Wunderjam beleuchteten die Kerzen sein gebräuntes Antlitz, und nie hatte Cordelia ihn so schön gesehen wie jetzt, als er in das Dunkel hinauschaute, als seine Augen, sie erkennend, freudig ausleuchteten, und er an den Wagen trat, ihre Hand ergriff und dieselbe mit leidenschaftlichem Druck an seine Lippen führte.

Er hob sie vom Wagen, legte fester und schützend den Arm um ihren Leib, als er ihr Herz pochen fühlte, und Richard in seiner Erregung kaum eines Grußes würdigend, führte er sie in die ärmliche, mit vom Alter geschwärzten Kirchenstühlen, einem aus vergilbtem Marmor errichteten Altar und einem in Stein gehauenen Bilde des Gekreuzigten ausgestattete Kapelle.

In dem zum Altar führenden Gange zwischen den Stühlen hielt er inne, reichte Richard die Hand, löste dann den Mantel von Cordelia's Schulter, preßte einen Kuß auf ihre Stirn und deutete auf fünf in ihren dürrigen Festkleidern, in der Nähe des Altars stehende Männer, mit verwitterten Gesichtern, von denen einer das kirchliche schwarze Amtsgewand, und ein Barett auf dem Silberhaar trug.

»Laß es Dich nicht befremden, daß ich Dich hierher lud,« sagte er mit viel weicherer Stimme, als sie an ihm gewohnt. »Es ist ein alter Brauch in meiner Familie, daß der feierliche Act, der uns vereinen soll, hier an dieser Stelle geschehe. Der Priester und die Zeugen warten bereits. Hier ist nicht der Ort für festlichen Hochzeitsprunk, den ich nicht liebe; die Ceremonie wird also einfach sein nach andorrischem Hirtengebrauch; aber zur Nacht noch wird uns ein würdiges, gastliches Dach aufnehmen.«

Er gab dem Priester ein Zeichen, die diesen umgebenden Männer umstellten in tiefem Ernst den Altar; dann nahm er den Arm Cordelia's, die, wie er es gewünscht hatte, in einfacher schwarzer Seidenrobe, ohne Schmuck, das dunkle Hättchen auf dem Scheitel, erschienen war.

Die seltsame Umgebung, die kleine Halle, aus rohem Stein errichtet, das grelle Licht der zwölf hohen Wachskerzen, und der tiefe Schatten, welchen die das niedere Gewölbe tragenden Steinpfeiler durch das Gewölbe warfen, das riesige, wohl schon hundert Jahre alte Crucifix mit der blutenden Wunde, die Steinplatten mit den durch den Meißel in sie eingegrabenen, von Staub geschwärzten Contouren, plumpen Bildern derer, die wahrscheinlich in dem Gewölbe darunter ruhten, eine aus geschwärztem Holz roh gezimmerte kanzelartige Erhöhung — all das wirkte vereint so überwältigend fremdartig auf sie, daß ihr jede klare Vorstellung fehlte. Erst als ihr Arm in dem Pablo's lag, fühlte sie sich erwärmt, beruhigt, und mit sicherem Schritt trat sie an seiner Seite vor die Männer, die mit entblößten Häuptern, in andorrischer Bauertracht, die Augen gesenkt, dastanden.

Und da erhob auf ein Zeichen des Grafen auch der Priester schon seine Stimme, eine harte knarrende Stimme; er hielt ein

altes, vergilbtes Buch in der Hand, aus dem er las. Seine Worte, ihr kaum verständlich in dem Jargon dieses Hirtenvölkchens, noch unverständlicher durch das Wiederhallen der Laute an den kalten Steinwänden, tönten ihr in's Herz, verwirrten ihr Ohr, aber sie verflangen schon, ehe sie es erwartet, wie ein Choral, oben in dem Gewölbe über ihr, nachdem der Priester eben nur die heilige Formel des andorrtschen Gesetzes verlesen. Er machte eine Pause, schloß das Buch, hob die Hände, sprach einen kurzen Segen, und Alles war zu Ende.

Graf San Julian umarmte sein Weib vor den Männern, und preßte zum ersten Mal einen Kuß auf ihre Lippen. Dann schritt er mit ihr zurück. Einer der Zeugen stand schon bereit, ihr den Mantel umzuhängen, ein Anderer reichte ihm den seinen, und Alle, sich zu beiden Seiten des Ganges aufstellend, verbeugten sich vor ihm, als er mit seiner Gattin, steifen Nackens, ihnen kalt dankend, die Kapelle verließ.

Die frische Luft draußen übte eine wohlthätige Wirkung auf Cordelia's Sinne; es war so grabesichaurig da drinnen gewesen, ihr war's, als erwache sie aus einem seltsamen Traum.

Aber sie hatte keine Zeit zur Besinnung; die Männer in Hirtentracht, die sie außen empfingen, standen noch vor dem Portal, die brennenden Kerzen in den Händen, deren Schein bis zu den dunklen Pinien-Kronen hinauf leuchtete; die Neugierigen, die sich vor der Kapelle gesammelt hatten, meist verkrüppelte Gestalten mit Kröpfen und in Lampen, drängten sich heran, um ihr Antlitz zu sehen, und da machte sie plötzlich ein jähes Geräusch wieder verwirrt.

Es war helles und vieltöniges Schellengeläute; zwölf Mantlhier mit Fuchsschwänzen am Halsgeschirr, ihnen voran ein Adelantero, ein Borreiter in bunter Postillonstracht, trabten vor das Portal; von zwei anderen Postillonen geführt, schüttelten sie lustig ihr Geläute, während der Adelantero, ein Knabe in catalonischer Tracht, sich neugierig im Sattel zurückwandte.

Graf San Julian führte Cordelia an den geschlossenen Wagen, an dessen geöffneter Thür sein Diener wartend stand und das Paar mit tiefer Verbeugung empfing. Er hob sie schweigend hinein, folgte ihr, und mit lautem Schellengeläute setzte sich das Gefährte in Bewegung, den Bergen zu, ihren engen und steilen Paß erklimmend. Die Lichter in und vor der Kapelle erloschen und Dunkel herrschte wieder im Thal; nur der Silberstrand der hohen Felswände bildete in groteskem Bildzack einen blendenden Reif zwischen Himmel und Felsen.

Cordelia fühlte sich wie betäubt durch all Das. Sie hatte in ihrer Verwirrung vergessen, ihrem Beschützer ein Lebewohl zu sagen, hatte ihn in der Kapelle nicht einmal gesehen und machte sich einen Vorwurf daraus.

Aber Graf Julian verscheuchte denselben, er schlang den Arm um sie und preßte sie leidenschaftlich an sich.

„Du bist mein!“ flüsterte er ihr in's Ohr. Ganz ermattet überließ sie sich seiner Umarmung.

VI.

Im hellsten Glanz der scheidenden Sonne ging am Cap Martin vor Mentone eine elegant und scharf gebaute Yacht vor Anker. Das künstlerisch modellirte Bild einer Nymphe zierte den schmalen Bug, und »La Sirena« lasen die heimkehrenden Fischer daran. Frisch und sauber glänzten die Segel wie die ausgebreiteten Flügel eines Riesenschwans, eben so blendend hing das Sonnenzelt, getragen von vergoldeten Lanzen, über dem Deck, bis der rothe Glutball sich hinter die Berge senkte, man die Segel reßte und das Zelt aufgerollt ward.

Die Gäste der Hôtels an der Promenade du midi, die Spaziergänger auf derselben lugten mit ihren Gläsern hinaus, neugierig auf den vornehmen Besitzer der Yacht, und die mit den schärfsten Gläsern Versetzten wollten zunächst die hohe, kräftige Gestalt eines Mannes erkennen, der, Befehle ertheilend, sich bei den mit Säuberung des Verdecktes beschäftigten Leuten zeigte, dann eine Frauengestalt bemerken, die sich vor der über's Meer wehenden Abendbrise in einen weißen, stodigen Ueberwurf gehüllt und, das Antlitz von einem Strohhut beschattet, in den Anblick des wechselreichen Ufers versunken, an den Belingen stand.

Es war längst Winter geworden jenseits der Alpenfette, deren höchste und steilste Gipfel und Einsenkungen der Schnee

deckte, aber hier unten war's ewiger Sommer; die Orangen hingen tief gefärbt in dem dunklen Laub, Rosen, Geranien, Heliotropen blühten in den Gärten, die Palmen und der saftige Eufalyptus ragten zwischen den über die Anhöhe hingestauten Villen empor; auf den Veranden, in den Gärten bewegten sich gepudte, mäßige Leute, die der heimische Winter hieher gejagt, und auf der Höhe des Meeres zogen die stolzen Messagerie-Dampfer ihre Linien.

An der »Sirena« wurde inzwischen die Fallreepstreppe herabgelassen; derselbe hochgewachsene Mann folgte den Matrosen, die ihm im Boote bereits erwarteten, und das letztere steuerte dem Ufer zu.

Cordelia war's, die ihm regungslos nachschaute. Sieben Monde waren seit jenem Abend verflossen, aber von Glück zeugte das müde, dem Gatten nachschauende Antlitz nicht. Träumerisch folgten ihm die dunklen Augen, in sich selbst verloren ließ sie die Blicke über die herrliche Landschaft hinschweifen. Den Arm auf die Schiffswehr legend, sank sie an derselben auf die Bank.

Sie hatte Pablo, den Gatten lieben gelernt, weil sie ihn lieben wollte, es für ihre Pflicht hielt, ihn zu lieben; es war ihr gelungen, mit ganzer, voller Seele ihm zu gehören, wenn auch seinem Wesen das fehlte, was der Liebe die wahre Nahrung gibt: ein wirkliches Gemüthsleben, das den sympathischen Zusammenklang fördert. Sie blickte mit Verehrung zu ihm auf während der wonnigen ersten Wochen; sie war glücklich, wenn sie seinem strengen Antlitz ein Lächeln abgewann, aber sie schrak zusammen, wenn seine eigenste Natur bei der geringsten Veranlassung sich Bahn brach: eine zuweilen an Roheit grenzende Rücksichtslosigkeit, für die es, wenn sie entfesselt, nichts Heiliges mehr gab, und der selbst sie mit blutendem Herzen sich unterwerfen mußte.

Er hatte sie damals direct zu einem spanischen Hafen geführt, auf dessen Rhede seine Yacht lag; ein mit orientalischem Luxus ausgestatteter Salon empfing sie in derselben, zwei reizende Boudoirs waren ihr zur Wohnung bestimmt, und mit Freuden hatte sie sich hier einzuleben gehofft. An seinem Arm hängend hatte sie, wenn die Yacht von Hafen zu Hafen die Rheden suchte, immer wechselnd nach kurzem Aufenthalt, das Ufer der Städte betreten, in denen er mit fürstlichen Ansprüchen auftrat, und ward ihr die Unruhe zuweilen ermüdend, so lernte sie doch die Welt an seiner Seite kennen, und der Wechsel bot immer Neues.

Aber mehr und mehr war Pablo's Reizung erkaltet; überließ er sie einen Tag hindurch sich selbst auf dem Schiff, so kehrte er wohl in der unfreundlichsten Stimmung spät Abends zurück, schlief auf einer Hängematte auf dem Deck des Schiffes, wie er es gern zu thun pflegte, nachdem er ihr einen gleichgiltigen Gruß geboten, und empfing am Morgen ihre Aufmerksamkeiten wie etwas ihm Gebührendes.

Ein junges Weib, das Ansprüche an das Leben macht, wird sich nie heimlich fühlen in solch einem schwimmenden Heim, ohne andere Berührung als mit der Schiffsbedienung, gezwungen, die Welt aus einer gewissen Entfernung zu betrachten, die noch fühlbarer wird, wenn es nicht einmal vergönnt ist, an den festen Plätzen, die Zerstreuung bieten, nach Wunsch zu rasten. Cordelia empfand dies, aber sie wagte nicht, Wünsche zu äußern, deren Richterfüllung sie vorausjah. Sie war nicht glücklich, aber ohne das Bedürfnis nach einer Aenderung; nur Eines ward ihr endlich ein schmerzliches Vermiffen: ihr fehlte jeder Umgang mit ihrem Geschlecht, jeder Austausch und Einklang mit einem zarter besaiteten Gemüth.

Aber sie fügte sich; schweigend ertrug sie die Eintönigkeit ihres Daseins, als Pablo sich gewöhnte, seine Landgänge ohne sie zu machen, sie tagelang an Bord allein zu lassen, so daß sie sich wie eine schwimmende Gefangene zu betrachten begann. Sie hätte auch das ohne heimliche Klage ertragen, aber er vergaß allmählig in seinen ohnehin knappen Formen, ihr die Freundlichkeit zu zeigen, die ein ungelünstelter Ausdruck der Sympathie, und so kam es, daß sie eines Abends, als sie auf der Rhede von Marseille lagen, und er, aus dem Hafen zurückkehrend, sie auf dem Verdeck einsam beim Nachtmahl fand, die Frage wagte:

„Bin ich Dir schon gleichgiltig, Pablo, und bin ich ohne mein Wollen störend geworden? Dort drüben“ — sie deutete auf die Rhede hinaus auf einen hochbordigen Dampfer — „siehe ich den Wimpel meines Vaterlandes auf den Masten. — Schick mich heim.“ Sie brach ab; Thränen erstickten ihre unsichere Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Mur keinen Eifer.

Lustspiel in einem Akt von Paul Heyse.

Personen: Hans Geiger, Landschaftsmaler. Fritz Fiedler, Historienmaler. Alma Kefei, eine Sennerin

(Fortsetzung und Schluß.)



Fritz. O bitte, geben Sie mir das Buch!

Alma. Aber das ist ja nicht die Kefei, das ist ja —

Fritz. Doch, doch. Sie haben nur das Blatt umgeschlagen.

Alma. Mein eignes Profil — und hier (zurückblättern) noch einmal und noch ein drittes — (wieder ganz heiter) da ist man ja wie verrathen und verkauft, wenn Einem sein Gesicht gestohlen werden kann, ohne daß man's merkt.

Fritz (steht auf, wendet sich von ihr ab). Gestohlen? Welch ein harter Ausdruck!

Alma. Aber wo haben Sie nur —? Sie wissen, ich studire mit den Augen Auf dem Künstlerball —

Alma. Wo ich mich so unvorteilhaft ausnahm?

Fritz. Sie waren keine richtige Verferin, übrigens aber — und da ich beständig mein Bild im Kopfe hatte, so erlaubte ich mir hernach, Ihr Profil — sehr mangelhaft, wie Sie sehen — aber da ich nicht wagte, Sie um eine Sitzung zu bitten —

Alma. Warum wagten Sie's nicht, Herr Fiedler? Glauben Sie, daß ich nicht auch ein Bißchen eitel bin und mich geschmeichelt fühlen würde, wenn ich auf einem Ihrer Bilder verewigt wäre? Wenn Sie etwa jetzt noch Lust hätten —

Fritz. O mein Fräulein, ich wäre ja überglücklich — (kennt sich; für sich) halt! Nur keinen Eifer! (laut) Das heißt, es ist allerdings schon etwas spät! Ihr Herr Vater —

Alma. Der wird uns nicht hören. (Setzt sich auf den Feldstuhl.) Fangen Sie nur rasch an. Ich habe zwar nichts Orientalisches, aber da Sie mit der Farbe nachhelfen können —

Fritz (setzt sich wieder). Wenn Sie durchaus darauf bestehen, mein Fräulein — (hängt an zu zeichnen).

8. Scene.

Vorige Hans (aus dem Hintergrunde herausspringend).

Hans (einen Brief hoch in der Hand haltend). Schlechte Botschaft, mein verehrtes Fräulein! Der Herr Papa ist nicht gekommen. Ich traf den Boten auf halbem Weg und nahm ihm diesen Brief für Sie ab. Uf! Ich habe mich ganz außer Athem gelaufen — (steht jetzt recht, daß sie geschmeichelt wird) Ah!

Alma. Haben Sie tausend Dank, lieber Herr Geiger. Sie sind der Edelste der Menschen. Ich würde Ihnen die Hand drücken, wenn ich nicht gerade — Sie sehen — ich muß still halten.

Hans (tritt zu Fritz, sieht ihm auf's Blatt, halblaut). Per bacco, Fritz, Du hast die Zeit nicht schlecht benützt.

Fritz (leise). Ich schwöre Dir, Hans — ich habe nur künstlerisch davon profitirt.

Hans. Wer's glaubt! Und ich guter Esel, der ich im Schweisse meines Angesichts — (trocknet sich die Stirne.) Wollen Sie nicht den Brief lesen, mein Fräulein?

Alma. O legen Sie ihn einstweilen nur neben mich, Herr Geiger. Wenn Papa nicht gekommen ist, weiß ich ja, was darin steht. — Nein, Sie dürfen nicht zwischen den Maler und sein Modell treten.

Hans. Pardon! Sie haben Recht. (Tritt zurück, betrachtet die Gruppe, für sich.) Wenn Die wirklich mit einander noch nicht weiter gekommen sind — (laut) Höre, Fritz, es wird dunkel. Wir müssen machen, daß wir hinunterkommen. Oder willst Du das Fräulein in Mondscheinbeleuchtung zeichnen?

Alma. Es ist noch so hell, daß Herr Fiedler ganz gut mein verlorenes Profil finden kann. (Man hört von links oben ein Kuhhorn.)

Alma. O Gott, das gilt mir! Nun muß ich fort.

Hans. Der Hütterbube macht seine Soffeggien auf dem Kuhhorn.

Alma. Nein, das ist nicht der Seppl, der da bläht, das ist (schön) meine Mama! Wenn ich auf den Weisen herumstreife und ihr zu lange

ausbleibe, gibt sie mir immer auf diese Art ein Zeichen, daß ich nach Hause kommen soll. Sie behauptet, es sei zugleich eine heilsame Übung für ihre Lungen.

Fritz. Schade! Ich hätte nur noch zehn Minuten gebraucht. Aber wenn Sie fort müssen —

Alma. Nein, nein. Die Kunst geht vor! (nimmt einen Augenblick, dann sehr herzlich) Herr Geiger, ich bin Ihnen schon so außerordentlich viel Dank schuldig geworden — wenn Sie das Maß Ihrer Güte voll machen und zu meiner Mutter hinauffeigen wollten — Sie könnten ihr gleich Papa's Brief bringen, und sie würde sich so sehr freuen, die Bekanntschaft des Mannes zu machen, der sich so ritterlich gegen ihre Tochter bewiesen hat.

Hans (wieder hoffnungsvoll). Sie schicken mich zu Ihrer Frau Mutter? O mein Fräulein — ich stiege! (nimmt den Brief auf; leise) Fritz, gratulire mir; ich habe gesiegt!

Fritz. Wie so?

Hans. Hast Du nicht gehört? Sie hat gesagt: sprechen Sie mit meiner Mutter!

Fritz. So sprich mit ihrer Mutter. Ich aber stehe nicht dafür, daß ich jetzt nicht mit der Tochter spreche.

Hans (sch in die Brust werfend). O ich entbinde Dich getrost Deines Eides. Dich schätzt sie als Künstler, mich als Menschen. — Mein Fräulein — (verneigt sich gegen Alma).

Alma (ihm nachsehend). Noch Eins, Herr Geiger: haben Sie auch dem Boten seinen Thaler gegeben?

Hans (bleibt noch einmal stehen). Gewiß; er bedankte sich schäufend.

Alma. So erlauben Sie — (will ihre Börse herausziehen).

Hans. O mein Fräulein, eine solche Vagatel! Sie tranken mich, wenn Sie noch ein Wort davon reden! (mit zärtlichem Ausdruck) Auf baldiges Wiedersehen! (Gibt ab, nach links hinaus.)

9. Scene.

Fritz. Alma.

Alma. Wie liebendwürdig von Ihrem Freunde, daß er uns noch eine kleine Frist verschafft. Nun können Sie's bequem fertig machen. Eig' ich so recht? (da er das Buch auf die Knie hat sinken lassen und sie unverwandt anblickt) Aber Sie zeichnen ja nicht. Studiren Sie wieder nur mit den Augen? Oder werden Sie wieder schläfrig? Bei der Kefei waren Sie viel stiller mit Ihrem Stift.

Fritz. Fräulein Alma — ich — ich bin im Begriff, eine große Sünde zu begehen.

Alma. Eine Sünde? Haben Sie nicht von der Kefei gehört: Auf der Alm da giebt's la Sünd'?

Fritz. O doch, Fräulein Alma. Urtheilen Sie selbst. Ich weiß, daß mein Freund sterblich in Sie verliebt ist, und doch benütze ich seine Abwesenheit —

Alma. Um mein Gesicht zu skizziren? Von dieser Sünde will ich Sie lossprechen.

Fritz. Nein, mein Fräulein, sondern um Ihnen zu gestehen, daß auch ich — seit Wochen und Monaten — keinen anderen Gedanken habe, als an Sie, daß ich, wie jener römische Feldherr und Triumvir, den dritten Theil der Welt, nein, die ganze darum hingäbe, wenn Sie mir nur ein wenig Hoffnung machten, daß Sie mich trotz meiner vielen Fehler, meiner Schlafsucht und Unhöflichkeit nicht ganz unausstehlich finden würden.

Alma (steht auf). Herr Fiedler — dieses seltsame Geständniß —

Fritz (erhebt sich ebenfalls). O es ist nur eine Skizze meiner Gefühle. Wenn ich es mit den richtigen Farben ausmalte —

Alma. Nein, nein, Sie haben schon zu viel gesagt — ich weiß in der That nicht —

Fritz (sich entschuldigt abwendend). Freilich, Sie kennen mich ja noch kaum. Wenn ich Ihnen, wie Kefei sagte, von fern interessant erschien, in der Nähe —

Alma (ihm freundlich anblickend). Lieber Herr Fiedler, ich bin zu ehrlich, um die Kefei Lügen zu strafen. Ja denn, ich habe mich für Sie interessiert, schon seit Ihren ersten Bildern, und Alles, was Sie seitdem geschaffen haben, hat mich sehr entzückt.

Fritz. O mein Fräulein — (tritt ihr näher.)

Alma. Aber Sie begreifen — von da bis zu einer ersten Neigung ist doch noch ein großer, gewagter Schritt. — Und auch Sie — Sie haben mich bisher nur im Profil studirt —

Fritz. Sie können nur gewinnen, wenn Sie einem das volle Gesicht zuwenden.

Alma. Sie sind Künstler und begeistern sich leicht für ein paar Linien und Farben. Wer weiß, ob das, was nicht auf der Oberfläche liegt, Sie nicht sehr enttäuscht. Nur eine längere Bekanntschaft —

Fritz. Glauben Sie nicht, mein Fräulein, daß Unsereins auch im verlorenen Profil die Seele zu finden weiß? Soll ich Ihnen sagen — (hält vorgeschlagen inne, für sich) Nein, nein, nur keinen Eifer! (laut mit verändertem Ton) Sie haben Recht, mein Fräulein. Nur eine längere Bekanntschaft — so etwa fünf bis sechs Jahre, nicht wahr?

Alma (lächelnd). Das wäre ein Bißchen lang. Vielleicht genügen fünf bis sechs Sitzungen — wenn Sie die Freundlichkeit hätten, mein Bild zu malen — man könnte Ihnen ganz gut droben in der zweiten Hütte ein Atelier einrichten — Sie studiren Ihr Modell dabei recht ausführlich — (ihm die Hand hinhaltend) Wollen Sie, lieber Herr Fiedler? Wenn Sie dann am Ende enttäuscht worden sind, haben Sie wenigstens ein Meisterstück mehr geschaffen und meinen Eltern eine große Freude gemacht.

Fritz (faßt ihre Hand ergreifend). So machen Sie mir Hoffnung? O theuerste Alma — (küßt leidenschaftlich ihre Hand.)

10. Scene.

Vorige. Hans (kommt den Platz von links herab, bepackt mit einem Plaid, einem Regenmantel, einer seidnen Kapuze, die er auf der Schulter trägt, so daß er nicht gleich sieht, was unten vorgeht).

Hans. Einen Gruß von der Frau Mama, und hier schiebt sie noch ein bißchen Garderobe für das Fräulein Tochter, weil es schon kühl wird und für den Fall, daß die Sitzung — (sieht jetzt erst, daß Fritz Almas Hand küßt, läßt seine Börde fallen.) Heiliges Gewitter! Da komm' ich wahrhaftig zu spät. Das gnädige Fräulein hat schon dafür gesorgt, sich warm zu halten.

Alma (etwas verlegen). Lieber Herr Geiger —

Fritz. Ja siehst Du, Hans, zum Zeichnen wurde es zu dunkel — da haben wir geplaudert — und wie so ein Wort das andere gab — warum hast Du uns auch so oft allein gelassen und mich meines Gelübdes entbunden?

Hans. O Fritz, ich darf Dir nicht böse sein. Du hast nur gethan, was Du nicht lassen konntest, und ich sehe, sie war Dir doch bestimmt, ich wäre mit all meiner Liebeshörigkeit nicht so bald an's Ziel gekommen.

Fritz. An's Ziel? Wo denkst Du hin! Da halten wir noch lange nicht. Nicht wahr, Fräulein Alma? Vorläufig handelt sich's um ein Porträt, das ich malen soll.

Hans (mit einem Seufzer). Dann weiß ich schon genug. Du wirst das Fräulein malen, und ich werde indeß Deine künftige Schwiegermutter unterhalten. Sie aber, mein Fräulein, muß ich vor diesem gefährlichen Menschen warnen. Sie glauben, er sei ein großer Maler. Wissen Sie, was er ist? Ein Talleyrand!

Alma (sehr erstaunt). Ein Talleyrand?

Fritz. Aber Hans —!

Hans (erschrocken). Verzeihe, Vester, es fuhr mir so heraus. — Ich habe nur einen schlechten Scherz gemacht, mein Fräulein — der pure Reiz, weil dieser unverschämte Glückliche, der es freilich auch mehr verdient, als ich — mein Gott, ein simpler Landschaftsmaler! — Kein wirklich, mein theures Fräulein —

Alma. Sie täuschen mich nicht. Es steckt noch Etwas dahinter.

Fritz. Nun ja, Fräulein Alma, Sie sollen es wissen, wenn es mir auch Ihre Günst und Gnade vielleicht wieder verschert. Er spielt auf das heimtückliche Diplomatenprücklein an, mit dem ich Ihre ahnungslose Seele hintergangen habe: »Nur keinen Eifer!« Ich bin ein ganz Anderer, als ich Ihnen bisher erscheinen mußte: durchaus nicht schläfrig, kaltblütig, für Sennerinnenprofile schwärmend, kurz das Gegentheil von dem Fritz Fiedler, für den Sie sich »interessirt« haben.

Alma (gekränkt). Sie haben Komödie mit mir gespielt? O das ist abscheulich! (Will gehen.)

Fritz (sehr warm). Sie zürnen mir? Sie können mir nicht verzeihen? Auch nicht, wenn ich Ihnen schwöre, daß ich zehnmal drauf und dran war, aus der Rolle zu fallen, Ihnen zu Füßen zu stürzen und zu gestehen, daß ich es vor Herzklappen nicht länger aushalten könne? O Fräulein Alma, ich bin nur leider kein lyrischer Dichter wie mein Freund Hans. Ich fürchtete, mich unerhört zu blamiren, wenn ich Ihnen gleich von vorn herein gestünde, wie es um meine arme Malerseele aussieht. Es war die reine Feigheit, wenn ich mich gleichgiltig stellte. Jetzt erst, da Sie mich ermunthigt haben — oder nehmen Sie Ihre Ermunthigung wieder zurück?

Alma (die sich nach und nach wieder zu ihm hingewendet hat). Es wäre wohl diplomatisch, wenn ich es thäte. Aber mir fehlt leider Ihr Talent zur Diplomatie. Nun denn, es sei Ihnen verziehen. In Zukunft aber — (Droht mit dem Finger.)

Fritz. O theure Alma, ist es wahr, Sie begnadigen den Sünder?

Alma (lächelnd). Ich muß wohl. Auf der Alm da gibt's ja Sünd', jagt Kefei. (Reicht ihm die Hand, die er freudig an die Lippen drückt. Hans macht eine Gebärde des Segnens.)

Der Vorhang fällt.



Aus Carl Beck's Nachlaß.



Carl Beck.

Der seinerzeit so vielgefeierte Sänger der »Vieder vom armen Manne« ist seit seinem, im Jahre 1877 erfolgten Ableben in unverdiente Vergessenheit gerathen. Ein Ebenbürtiger von Anastasius Grün und Nicolaus Lenau, würde er es wahrlich verdienen, durch eine würdige Gesamt-Ausgabe seiner Schriften dem Andenken der Nachwelt gebührend überliefert zu werden. An Adel der Anschauungen, an Pracht der Sprache und Gluth der Leidenschaft haben wenige deutsche Poeten ihn übertroffen. Als Beck aus diesem Leben ging, das ihm so viel Kampf und Entbehrung bescheert hatte, ließ er ein Epos »Meister Gottfried« als

Bruchstück zurück; einzelne Gesänge desselben sind da und dort veröffentlicht worden. Durch die Freundlichkeit der Witwe des Dichters sind wir in die Lage gesetzt, einige bisher ungedruckte Strophen aus »Meister Gottfried« in Nachstehendem mitzutheilen. Zum besseren Verständnisse dieser Verse ist es wohl nöthig, ein Wort über die Handlung zu sagen:

Der Dichter bereist die Schweiz. Er sucht ein stilles Thal auf, um hier »nach Wandern in der Gottnatur zu schürfen«. Nachdem ein Junge ihn hingeleitet, beherbergt ihn »in seinem Sorgenfrei« Meister Gottfried, »der Hort des Thales«, der Einsiedler der Alpen. Vorerst läßt Dieser den Gast seine Hausgesetze beschwören, welche er auf Grund seiner eigenen und der Weltgeschichte eingeführt: Sie verpönen das Gespräch über Religion, Politik und das Weib; sie gestatten dem Wanderer nur einen achtägigen Aufenthalt in seinem Hause, wo der Genuß von Wein, Fleisch, Kaffee und Tabak weder geboten noch geduldet wird. In dieser Entsagung zwingt den Meister weder die Noth, noch ein Gelübde, sondern der Wunsch, keinem Menschen zu verfallen, sich ganz frei zu erhalten. Er lebt völlig einsam. Als Arzt leistet er der Menschheit unausgesetzt Dienste ohne Sold; er geht, wenn dieser Pflicht Genüge geschehen. Umgang mit Menschen meidet er thunlichst. »Sie schüzen vor Gefahren, ja, doch mag ich leben nicht mit ihnen Tag für Tag.« Sie haben ihm zu viel Böses angethan. Auf seinen Gängen in die Umgebung folgt der Dichter dem Meister; die Figuren, welche sich da um ihn gruppiren, dienen dazu, seinen Charakter in jedem Zuge herauszumischen. Ebenso ist es mit den Begegnungen, Beschäftigungen und Vorfällen im Hause. Endlich findet der Dichter anlässlich eines Ausfluges nach Zürich einen Jugendfreund, der, seiner Fahne untreu geworden, nun als Zeitungsherausgeber andere Tendenzen verfolgt. Die kernige Auseinandersetzung zwischen den Beiden zeigt zwei grundverschiedene Weltanschauungen in ihrem schärfsten Gegensatz zu einander, nämlich die des nach reiner Erkenntniß ringenden Dichters und des Mannes, der mitten in der Oeffentlichkeit steht, der die große Lebenslüge mit scharfem Auge durchschaut, sie aber zu seinem Vortheil ausnützt. Die Auseinandersetzung zeigt Beide im Rechte, und Beide scheiden unbefehrt.

Hören wir, was der Dichter über sein Gespräch mit dem alten Kameraden erzählt:

Er hastet in den Rachen, singt und scherzt;
Ich folge, doch mit Kummer im Gemüthe,
Ich denke still: dahin ist seine Blüthe,
Er aber hat die Holde leicht verschmerzt;
Das herrliche Gelächert ist ausgethan,
So dieser Brust ein starker Gott vergönnete;
Verwildert höhnt und lästert Kaliban,
Wo Ariel in Fülle segnen könnte.

»Ich sehe klar,« so hebt er lachend an,
»Noch ferner willst Du schelten! Drauf und dran!
Die Bräute droht, das Auge flammt verzückt:
Ha, wolle denn mit derber Hand hantiren,
Ha, fühle Dein Gelüßt, bis Herz und Nieren
Des Opferlammes Dein Richterbeil zerstückt.«

»»Verwachsen bist Du ganz mit Deinem Fehle,
Mein Warnungsruf ist Dir ein leerer Hall,
Ist müßig; kömmt nach Deinem Sündenfall,
Und doch — entbürden muß ich meine Seele!
Bist mächtig worden, lenkst ein großes Blatt,
Zu werben weißt Du Kiele stink und glatt;
Dein Werthpapier, es steigt zu Deinem Frommen,
Bedürfniß ward es, ein begehrter Gast
Im Bürgerhaus, im fürstlichen Palaß,
Vom Gegner selbst mit heißem Drang erfaßt.
Das Hochgebirge hat es kühn erklimmen,
Hin über all' die Wässer ist's geschwommen;
Gefeiert wird, was Du berühmend adelst,
Verdonnert wird, was Du gestrenge tadelst.«

»»Ein solches Blatt, befehnt mit solcher Macht,
Es müßte sein der Massen Wehr und Wacht.
Mit seinem Ohr an ihrer Herzensader
Ein erster Arzt, sein schellenlauter Vader;
Es müßte sein ihr scharfer Kronjurist,
Ihr feuriger Tribun zu jeder Frist;
Es dürfte nicht mit wandelbarem Wort
Den Geist der Mengen wirren fort und fort.
Wann aber ist, was gestern Du geschrieben,
Dir heute noch ein Sacrament geblieben?
Ach, alle Lust auf Erden, alle Pein
Sind fetter Dung allein dem Acker Dein,
Geschichte ward Dir lediglich zur Waare,
Womit Du Handel treibst seit manchem Jahre.«

»»Das Wort ein Sacrament? Wo ist's daheim?«
So spöttelt er. »Bei Dichtern? Laß Dir sagen:
Ich kenne Den und Jenen, der vor Tagen
Erlauchte Herrn besang mit feilem Reim;
Doch über Nacht erstand der Freiheit Mai —
Hei, ward der Hößling flugs zum Volkslakai!
Wie lohnend, Mime sein, den Brutus spielen,
Nach Cäsar mit Theaterdolchen zielen!
Zu Bälde rief er: Bettelbrot, ade!
Zu schneidig schien der Säbel seiner Muse,
Zu pöbelhaft der Stürmer und die Blouse!
Er tauschte Klug von Neuem die Livree
Und buhlt von Neuem um der Fürsten Huld,
Erfehnt ein Ritterkreuz in Ungebuld.«

»Mit Eideskraft ein unverbrüchlich Wort,
D'ran zweifellos die Welt vermag zu glauben,
Davon kein Jota je sich ließe rauben,
Wo ist's daheim? Bezeichne mir den Ort!
Auf hohem Thron? An heiligen Altären?
Die Chronik, sie verneint es unter Fahren.
Im Parlament? wo heute frank und frisch
Ein Matador Dein Menschenrecht verteidigt,
Der kurz darauf vom Excellenzentisch
Benanntes Recht mit dreister Stirn beleidigt?
Wenn das geschieht, warum, o Schöppe, soll
Die Feder just, die schwante, sträflich scheinen?
Je nun, man züchtigt brauchgemäß die Kleinen,
Verschont jedoch die Großen gnadenvoll.«

»Mein Zeitungsblatt ist kaum nach Deinem Sinn,
D'rum grade bringt es stündlich mehr Gewinn;
D'rum eben sind Kartoffeln in der Schale,
Der Wasserkrug verbannt von meinem Mahle;
D'rum eben sind die Käufer willig mein,
Kein Leser gähnt und nicht verdrossen ein.
Du wolle nur im dolce far niente
Verpflegen nach wie vor den Pegasus
Mit Sonnenstaub, dem Geisterelemente;
Jedoch, daß irdisch Hasergold Genuss
Und zwingender Bedarf in herben Plagen
Dem Karrengaul, der auch an Feiertagen
Im Joche geht und brav verdienen muß,
Das merke Dir! Nun fahre fort zu klagen!«

»»Ich fahre fort. Erst horche meiner Fabel:
Gar wonnig war's im Paradies zu säumen,
Von einem Glück, das ewig schien, zu träumen,
Bis Kain frech das Eisen hob gen Abel.
Da — schaurig ging es um in allen Räumen.
Auf Erden ist der Tod, so tönte bang
Und bänger stets der Wesen Sterbefang!
Der Rachen Jsegrimms begann zu schäumen,
Es türten sich die Stößer ihren Raub,
Blutbuchen schoßen auf mit rothem Laub,
Die Espe fuhr zusammen jäh erschreckt,
Ruß ruhelos seit jener Zeit erzittern
Und ahnend hat Jehovah vorgereckt
Den schweren Arm aus frachenden Gewittern.«

»»Im Eden saß die Welt, frohlockte laut:
Das Kaiserreich ist allemal der Frieden!
Urpöhllich rief sie händeringend: Schant,
Bellona zeigt im Scharlach sich hienieden!
Napoleon der Dritte ließ sein Babel,
Ein Kain fiel er an den deutschen Abel
Sie branste lang der Schlachtfang: »Auf zum Rhein.«
Und hie: »Lieb Vaterland magst ruhig sein.«
Es brüllten wüßt die Mitraillen drein!
Da schwißten Blut auf ihrem schwanken Throne,
Da weinten vor dem Vater und dem Sohne
Die Börse um die goldpapierne Krone;
Noch heute wähet das klägliche Gezitter
Der Schwindler und der Dividendenritter.«



In Gefahr.

Von B. v. Suttner.



B. v. Suttner.

Die letzten Gäste haben sich entfernt. Mit dem Bruder hat Rosa von Grehlen nur ein flüchtiges »Gute Nacht!« getauscht, um sich sofort in ihr Schlafzimmer zurückzuziehen. Sie hat die Kammerjungfer entlassen, und nun sitzt sie in einem Armstuhle am Fuße des Bettes, in tiefes Nachdenken versunken.

Jetzt erst hat sie Muße, die heutigen Begebenheiten an ihrem Gedächtniß vorüberziehen zu lassen und sich über den Zustand ihres Herzens zu befragen. So lange der Salon mit fremden Leuten gefüllt war, hat sie die Erinnerung an das Vorgefallene stets verschunzt. Sie fühlte nur im Untergrunde der Seele etwas ruhen, was später durchdacht und durchempfunden werden müsse. Nunmehr ist der Augenblick dazu gekommen: sie ist allein, und das ganze Haus schläft.

Oh dieser Mensch! . . . er hat ihr's angethan! Alle die Andern die sie, die Reiche und Schöne, so zahlreich umwerben, und unter denen sicher ein paar Liebesswerthe sich befinden, haben sie kalt gelassen, und nur diesem Einen, von dem sie wußte, daß er in keiner Hinsicht würdig war, sie zu freien, war es gelungen, ihr Herz rascher schlagen zu machen, sie durch seine heißen, betäubenden Blicke in einen Bann zu legen, dessen Unlauterkeit sie erkannte, dem sie sich aber nicht zu entziehen vermag.

Und heute vollends — in der dunklen Fensternische . . . Welche unerhörte Kühnheit: beinahe geküßt hat er sie und ihr »Du« gesagt — »Rosa, sei mir gnädig.«

Ach wäre ihr der Himmel gnädig und befreite sie von dieser Besessenheit und gäbe ihr Kraft, sich wiederzugewinnen, diesen Menschen an seinen Platz zurückzuweisen . . . Nein, nein, sie liebt ihn nicht, sie vertraut ihm nicht. Und dennoch, wie sie sich sehnt, jenen Kuß auch wirklich auf ihren Lippen brennen zu fühlen, der nur so wie ein Wollustfalter an ihr vorbeigeflattert . . . wie heftig dieses Sehnen ist: ach, das nächstmal . . . wird sie nicht fliehen. Wenn ihr seine Lippen wieder so nahe kommen, wenn er sie wieder kühn umfassen will — sie wird die Augen schließen und —

»Abscheulich!« ruft sie laut, indem sie von ihrem Sitze aufspringt. »Vater, mein Vater, daß Deine Rosa Solches, Solches denken kann!«

Dieser angerufene Name bringt ihr eine plötzliche Beruhigung der Nerven. Das gleichzeitig aufsteigende, theure Bild verschwindet die tollen Gedanken. Da fällt ihr auch ein, daß unter den zurückgelassenen Briefen des Verstorbenen, welche bei gewissen Anlässen erbrochen werden sollen, auch ein solcher sich befindet, der auf ihre gegenwärtige Lage paßt. Den will sie sogleich lesen.

Sie holt ein Ebenholzkästchen herbei, in welchem die betreffenden, theils an ihren Bruder, theils an sie adressirten Papiere aufbewahrt liegen, und nimmt die für sie bestimmten heraus. Jetzt überliest sie die Aufschriften:

»Am Vermählungstage.« — »Bei einem großen Kummer.« — »Nach der Geburt des ersten Kindes.« — »Wenn Dich jemand verathen und betrogen hat.« — »Wenn Du Dich vollkommen glücklich fühlst.« — »Wenn Dir Jemand eine Leidenschaft einzusößen beginnt, dem Du mißtraust.« Das ist's, was sie gesucht. Diesen Brief zu erbrechen, hat sie heute das Recht.

Es ist zum erstenmal, daß sie sich in einer der von ihrem Vater vorausgesehenen Lagen befindet und seinen posthumen Ermahnungen lauschen darf. Die Andachtsgefühle, welche sich ihrer stets bemächtigen, wenn sie einen Gegenstand in Händen hält, der die Erinnerung an den geliebten Todten wachruft, wird in diesem Augenblicke, da sie das Siegel des Umschlages löst, noch gesteigert. Es durchschauert sie dabei etwas von der Ehrfurcht gläubiger Communicanten, welche die Lippen öffnen, um den wahrhaft gegenwärtigen Leib ihres Gottes aufzunehmen. Was da geschrieben steht, das sind ja auch ihres unvergessenen Vaters eigene Worte — auf ihren jetzigen Seelenzustand bezughabende Worte; das ist ja auch sein wahrhaft gegenwärtiger Geist —

Sie drückt einen inbrünstigen Kuß auf das entfaltete Blatt und liest.

»Du bist also verliebt, mein Mädchen? Und mißtraust diesem Gefühl? Ein Pfeil hat Dich getroffen — und die Wunde brennt und schmerzt? Da kommst Du zu Deinem besten — zwar begrabenen — aber noch immer besten Freund um Rath?

»Wohlan, Rosa, betrachten wir Deinen Zustand. Wer mißtrauend liebt, ward nicht durch das Herz, der ward durch die Sinne gefangen genommen. Ist es eine erkannte Charaktereigenschaft, für die man sich begeistert hat, so muthet man dem Gegenstande seiner Begeisterung alle erdenklichen anderen Eigenschaften zu — erbricht also gegenwärtigen Brief nicht. Diesen aber habe ich geschrieben, weil ich den Fall für möglich, für wahrscheinlich halte, daß die Tochter meiner heißblütigen, neapolitanischen Giuditta in einer Leidenschaft entbrennen könne, welche mein deutsches Kind, das ich zu züchtigem Stolge auferzogen habe, mit einer Art Grauen erfüllen wird.

»Die erste Art Liebe, von der ich eben sprach, nämlich die Andichtung aller Vorzüge auf Grund des einen, erkannten, täuscht oft, aber die zweite Gattung täuscht nie: das Grauen ist berechtigt. Läßt man von der Leidenschaft allein sich hinreißen, einen ewigen Bund einzugehen, so wird man sicher elend werden.

»Du bist eine Frau. Dir ist es nicht, wie den Männern, durch Herkommen und Sitte erlaubt, die Liebesgefühle zu parcelliren: einige für die Sinnenfreunden, einige für die Herzensbedürfnisse; einige zum Spas, einige zur Gründung des Lebensglüdes. Bei Euch soll's nur das letztgenannte sein. Ob dies gerecht ist, lasse ich unerörtert. Es ist nun einmal so in der Zeit und in der Gesellschaft, in der Du lebst — darnach also muß ich meine Ermahnungen und Rathschläge richten. Ich kann nicht — so gerne ich Dir's gönnte — zu Dir sagen: Befriedige Deine Laune, pflüde die Liebesfreude, nach welcher Deine feurige Jugend eben lechzt; kümmere Dich weiter nicht um die Eigenschaft dieses Mannes — die Eigenschaft, Dir begehrenswerth zu sein, hat er — genieße denn eine kurze Zeit des Glücks und hernach schide ihn spazieren: das darf ich Dir nicht sagen, Rosa. Denn eines jeden Menschen Höchstes ist die Ehre — und was die Satzungen der Frauenehre sind, meine Tochter, das habe ich Dich gelehrt.

»Ich kann Dir nur Eines sagen: erstide dieses Flämmchen. Noch ist es ein kleines Flämmchen, denn sicherlich hast Du nicht lange gezögert, dieses Schriftstück zu lesen — bei der ersten, leisen Regung bist Du zu mir gekommen . . . Also noch hast Du es in Deiner Gewalt, dem Unglück zu steuern, durch bloße Willenskraft, durch bloßes Pflichtgefühl. Letzteres kann ja über die natürlichen Begierden siegen. Dies ist Euch Frauen in der Liebe geboten, aber wir Männer müssen ja ein Gleiches im Kriege üben. Da heißt es, den Selbsterhaltungstrieb — der ja von allen Naturtrieben der mächtigste ist — durch das Pflichtgefühl besiegen — und es gelingt. So gelingt es auch Euch, ihr tapfern Soldatinnen der Tugend, die Begierden der Leidenschaft zu überwältigen. Schlage Dir den Menschen aus dem Kopf. Siehst Du, in dieser Redensart ist der Energieaufwand ausgedrückt, der zu solcher Prozedur erforderlich ist. Schlage nur wacker zu, Rosa: er muß aus Deinem momentan verdrehten Köpfechen hinaus, der Unwürdige, sonst ist es Dein Unglück!

»Das Mittel hierzu? Das wirksamste wäre freilich: in einen Andern sich verlieben. Ein italienisches Sprichwort sagt, daß wie ein Nagel den andern — eine Liebe die andere verdrängt: Como il chiodo caccia il chiodo, tale amore caccia amor. Aber die Anwendung dieses angenehmsten Auskunftsmittels steht nicht in Deiner Macht; so rathe ich Dir ein zweites, sehr sicheres an: Trennung, Entfernung. Verbiete Jenem Dein Haus, oder, wenn das nicht angeht, reise ab.

»Dann lasse Zeit darüber vergehen.

»In den ersten Tagen wird es Dir scheinen, als tange dieses Mittel gar nicht, als wäre Deine Liebe durch die Sehnsuchtsqual nur verstärkt; . . . aber lasse die Zeit nur vorüberfließen; das Bild des »Gegenstandes« muß unsehlbar verblasen, und bald — wohl

früher als Du erwartest — schwindet es gänzlich. Natürlich darfst Du nichts thun, das Gefühl zu nähren. Dir dasselbe aus dem Sinn zu schlagen, ist ja Deine redliche Absicht. Darnach mußt Du Dich auch verhalten; nämlich, die betreffenden Gedanken verschneiden, Zerstreuung suchen und mit Zuversicht das Absterben des von Dir selbst zum Tode verurtheilten Gefühls abwarten, dabei die Abnahme seiner Kräfte mit Genugthuung constatirend. Du weißt, Schatz, daß ich Dich nie betrogen — also nimm mein Wort darauf, diese Methode ist unfehlbar.

»Meine Rosa, jetzt laß mich diese Gelegenheit benützen, um von Anderem mit Dir zu reden.

»Nur eine kleine Gespensterplauderei . . . Es ist mir eine so angenehme Vorstellung, daß, wenn ich nicht mehr bin, und Du eines Tages diese Zeilen vor Augen hast, ich da eine Art viertelstündiger Auferstehung bei Dir feiern werde. Du wirst das Blatt an Deine Lippen führen, es mit Thränen benetzen . . . Ist es häßlich von mir, mich bei dem Gedanken zu freuen, daß Du weinest? Mein Gott, es gibt ja für uns arme Todte keine andere Liebkosung, als Thränen. Nur diese fallen wie Küsse — sanft und warm und zärtlich — auf unser blaßes Bild herab . . . Und unter diesem Thau wird im Gedächtniß des Weinenden das Bild wieder aufgefrischt, wieder ist dem »Verbliebenen« ein Stückchen Fristverlängerung in diesem seinem letzten Hort gesichert, in der Erinnerung seiner Lieben! . . .«

Laut aufschluchzend muß Rosa sich im Lesen unterbrechen. Sie läßt sich auf die Knie gleiten und bedeckt ihr Gesicht mit beiden Händen, dabei den Brief an ihre Lippen drückend. Nach einer Weile erst kann sie sich wieder aufrichten, und umstorten Blickes liest sie weiter:

». . . in der Erinnerung seiner Lieben! . . . Du bist erschüttert, Kind? Nein: es war nicht häßlicher Egoismus von mir, daß ich solche Schmerzensegung in Dir erweckt habe: Du selber wirst gestärkt und geläutert daraus hervorgehen. Es wird Dir eine wehmüthig süße Befriedigung hinterlassen, daß Du mit dem Geiste, den Du heraufbeschworen, in so inniger Art verbunden gewesen; daß die über das Grab hinaus gesprochenen Worte so lebendig in Dein Herz gedrungen sind — daß Du mit Deinen Thränen noch alte Schulden kindlicher Liebe abgetragen hast.

»Und jetzt blicke in dieses Dein bewegtes Herz. Ist daraus nicht — wenigstens für den Augenblick — das böse Brennen verschwunden, wegen dessen Du Dich zu mir gestüchtet hast? Ist jetzt nicht sein — des Lebenden und Gefürchteten — Bild das verbliebenere, und jenes des Gestorbenen das in frischeren Farben leuchtende? Nun kannst Du in Deinem Innern ganz klar sehen. Wenn der weisevolle Schmerz, der Dich eben erfüllte, das Liebessehnen verschleucht hat, dann war's in der That eine unwürdige Liebe; denn eine andere, echte, reine hätte sich durch die Wehmüth verstärkt; Du hättest den Wunsch empfunden, an seiner Brust um mich zu weinen. Das ist aber nicht der Fall; Du wünschst im Gegentheil — sieh wie ich Dich durchblicke, meine Rosa — Du wünschst, daß Dein Gemüth niemals von jenen Gedanken besetzt worden wäre. Du hast jetzt zu Deiner Beruhigung erfahren, daß Du nicht vollends in der Macht der Leidenschaft bist, daß diese angesichts einer wahrhaft zärtlichen Liebe — wie ja Deine Liebe zum Vater war und noch ist — davonhüpft und sich verkriecht, wie ein häßliches Reptil . . . Du bist in dieser Stunde von seinem Bann befreit und dem meinen verfallen. Diese über Dich wiedergewonnene Herrschaft benütze ich, um — zu Deinem Heile — den vorhin gegebenen Rath in einen Befehl umzuwandeln und zu wiederholen, diesmal in gebieterischem Tone:

»Fliehe die Gegenwart des Gefürchteten — und lasse Zeit, Zeit darüber vergehen.

»Lebwohl, mein Kind — ich danke Dir. Für Dein Vertrauen, für Deine Thränen, für Deinen Gehorsam dank' ich Dir.

† Siegbert Grehlen.«

Rosa nimmt das Schriftstück zu sich; sie will es noch öfters wieder lesen. Aber vor Allem heißt es — gehorchen.

Sie eilt an ihren Schreibtisch und wirft folgende — morgen mit der ersten Post abzuschickende — Zeilen auf das Papier:

»Mein Herr! Ich finde mich veranlaßt, Sie zu ersuchen, unser Haus nicht mehr zu betreten. Dies ist unwiderruflich.

Rosa G.»

Und so ward Rosa von Grehlen gerettet.

An die Kunst.

Von Leah Great.

Erhabene, mächtige, Alles beglückende Kunst!
Empor aus dem mißfarb'nen Jammer der kleinlichen Sorge,
Aus trostlos ertöndendem Alltagsgetriebe empor,
Ziehst du die Menschheit an schimmernden, goldigen Fäden
In lustige, sonnige Höhen — dein Reich!

Barmherzige Trösterin, Spenderin reinsten Entzückens!
Wo wäre das thränenumflorte, verdüsterte Auge,
Deß Finsterniß nimmer erhellte dein leuchtender Strahl?
Nahst du in Wort oder Tönen, in Farb' oder Bildwerk,
Segen doch bringest du, Göttliche, mir!

Jegliches Schöne, es beugte sich willig dem Scepter,
Das mit bezwingender Allgewalt lenkt deine Hand.
Verschwenderisch streust du aus nimmer versiegendem Borne
All' deine Schätze, daß reich sich bedünket die Armuth,
Die schwelgend Genießen nur dir dankt allein.

So weit du auch herrschest, Erhab'ne, in deinem Bereich
Wohnet nicht Sorge, nicht Kümmerniß, Elend noch Siedthum —
Mit heilendem Finger berührst du die Wunden der Menschen,
Senkst rosig Schleier hernieder auf schmerzende Augen,
Daß heil dir und trunken sie blicken in's Antlitz.

Dich haben die weisen, unsterblichen, ewigen Götter
Dem grausamen Zwillingsgeschwister, dem Leben, nicht arglos,
Nein, voll erbarmenden Mitleids, zur Seite gegeben:
Er drückte uns tückisch darnieder, der Dämon, dein Bruder,
Sühnest nicht du, was das Leben verbrach.



Bilder aus Alt-Wien.

Von Dr. Albert Jlg.

III.

Prinz Eugen hatte in seinem Belvedere einen Luster von Bergkristall hängen, welchen er mit 20.000 fl. bezahlt hatte; drei seiner Oelgemälde daselbst, italienische Schule, kosteten 50, 30 und 12.000 fl. Im Winterpalaste in der Himmelstorgasse waren seine Siegesthaten in kostbaren Gobelins verewigt, da gab es Möbel mit Schildpatt inkrustirt, einen grauen Marmorcamin im Berth von 20.000, einen Kronleuchter um 10.000 fl.; die imposante rothe Marmortreppe im Palais Liechtenstein in der Hofbau, von der mit Recht schon Schriftsteller jener Zeit sagen, daß in Italien nicht viele ihresgleichen zu finden sein dürften, hat auch ein hübsches Geld verschlungen. Ihre 108 Stufen kosteten 6180 fl., das Stück 60 fl. Fischer von Erlach richtete 1702 der Kaiserin Amalie in der Burg ein „Cabinet“ auf „Indianische Art“, d. h. im damals aufkommenden Geschmack der Chinoiserien ein, sein Honorar betrug 316 fl. Später ließ Maria Theresia ein solches chinesisches Apartement von sabelhafter Pracht für ihre Mutter, Kaiserin Wwe. Elisabeth Christine, herstellen, das wir noch in ganzer Herrlichkeit in Hephendorf sehen. Die Kosten beliefen sich auf 90.000 fl. Von Künstler-Honoraren jener Tage, die ich kenne, gehört zu den großartigsten dasjenige des zugereisten Paduaners A. Pellegrini, welchem Kaiserin Amalie für die Kuppel der Salestianerinnen-Kirche 8000 Thaler bewilligte. Um einen Maßstab zur Beurtheilung dieser Preise zu haben, muß beachtet werden, daß man für eine aus 3 Piecen bestehende Wohnung jährlich 50 fl. zahlte, daß ein Bedienter im Jahre 12 fl. Lohn hatte, ein Paar seine Handschuhe 34 kr. kosteten, eine Portion Kaffee mit Milch 4 kr. Noch im Jahre 1749 wurde eines der elegantesten neuen Häuser, dreistöckig, im Centrum der City gelegen, um 14.000 fl. angeboten, eine sehr reich mit Gold gestickte Damen-Robe von Gros-de-Tours für 120 fl., ein Reisewagen für sechs Personen um 300, 20 Eimer Klosterneuburger von 22jährigem Alter um 10 fl. per Eimer.

Ganz ausnehmenden Luxus erforderten die sogenannten „Wirthschaften“, wie man seit Alters gewisse Feste am kaiserlichen Hof nannte. Das waren Maskeraden während des Faschings, also die damaligen Hofbälle, wobei die beiden Allerhöchsten Personen den Wirth und die Wirthin vorstellten, die Galadamen in verschiedenen Nationaltrachten, aber auch als Volksfiguren erschienen. Herren und Damen wurden Monate früher durch's Pos gepaart; von diesem Tage ab mußte ein jeder Cavalier seine Partnerin alltäglich bis zum Ballabend mit einem kostbaren Präsent und Blumen erfreuen. Auch die Beschaffung der Damen-Maske war keine Sache, so daß man die Kosten per Kopf auf 3000 fl. berechnete, weshalb, wie ein Schriftsteller jener Tage bemerkt: „nicht zu verwundern ist, wann man sich um diese Ehre auf Seiten des männlichen Geschlechts nicht allzu große Bemühung macht.“ Eine weitere Gelegenheit zum Aufwande boten ferner die ebenfalls vom Hofe auf dem Neuen Markt veranstalteten Schlitttagen, wozu der Schnee von außerhalb der Stadt hereingebracht wurde. Wer selbst Pferde und Schlitten besaß, kam nicht unter 500 Louisd'or weg, gemiethete waren nur um ungenehres Geld zu haben. Die Dienerschaft erhielt bei diesen Anlässen neue Staatslivrées, die Schlitten mit ihren Schuizereien, Malereien, Vergoldungen kamen aus Künstlerhänden.

Die vornehme Gesellschaft brauchte ihr Geld aber nicht bloß für Kunst und Pracht, sondern ganz besonders auf das leidige Spiel. Dieser Teufel beherrschte sie mächtig. Die Damen fragen nur, ob Einer aus alter Familie, ob er reich sei und ob er spiele. Alle übrigen Examina sind leichter Art. Trotzdem drängen sich allerlei neugebackener und selbst zweifelhafter Adel fortwährend in die Salons, dessen sich der alte und echte trotz aller Strenge kaum erwehren können. Man begann in solchen Gesellschaften um 8 Uhr. Gespielt wurde nur Piquet und L'hombre, die Marke zu 4 Ducaten. Bei Hofe war es aber verpönt, über 1 fl. per Marke zu sehen. Der gute Herr Küchelbeker, Hannoveranischer Syndicus, der uns dies 1730 erzählt, ärgert sich weidlich, daß man die Freuden gar so sehr auf ihre gute Familie prüfe; man müßte beinahe immer einen Stammbaum mit sich führen und werde gleich beim ersten Zutritt „auf gar zu teutsche Art“ gefragt, von woher und was man sei, wogegen man um seinen Verstand nicht fragt. In

minder vornehmen Kreisen spielte man um 1—2 Kaiserergroschen, höchstens um 1 Siebzehner, so eifrig und erpicht, daß häufig die Leute nicht mehr in die Stadt hereinkommen konnten und in der Vorstadt „pernoctiren“ mußten. Ein Paar hohe Reichsstände-Gesandte spielten einmal 24 Stunden, ohne aufzuhören, bassetto und verjämten den Posttag. Selbst wenn man zum Diner eingeladen war, setzte man sich vor dem Essen noch geschwind zum Spieltische. Auch in den vornehmsten Reunionen der Stadt, denen der Mme. de Rabutin und der schönen Fürstin Bathyanji-Stratmann wurde gespielt, und auch der gewaltige Sieger von Zenta erfreute sich bei diesen seinen Freundinnen an dem friedlichen Kampfe um 40 Blätter.

Meist schlossen seine Assembléen um Mitternacht, dann schlief man tief in der Tag hinein. P. Abraham a S. Clara schildert den Morgengottesdienst solch einer spät heimgekommenen Dame, wie sie voll guter Bistlein einen schweren Schlaf bis 10 Uhr thut, sich dann zwei Stunden putzt, ziert, schminkt, frisiren läßt, das Haar mit Gold und Steinen besteckt, endlich in die Kirche fährt, in der ersten Bank paradirt, vom Sakaien sich eine ganze Bibliothek von Gebetbüchern hinlegen läßt, ohne darin zu lesen; wie der Caplan auf Befehl die Messe recht geschwind herunterliest, wie die vornehmen Herren daneben an den Säulen lehnen, Zeitungen lesen, die hübschen Mädchen begaffen; wie man nachdenkt, was heute in der Comödie gegeben werde, und wo man Abends eingeladen sei.

Die schönen Ewätöchter gaben den frommen geistlichen Herren in der Kirche damals auch umgekehrt durch die vernachlässigte Toilette größtes Aergerniß. Endlich kam sogar ein kaiserlich Edict heraus, welches nicht gestattete, daß die Damen gleich in Reglig-Toilette zum Gottesdienste fuhren.

Nun ließen es die guten Patres freilich an Ermahnungen, groben und feineren, wahrlich nicht mangeln; die ebenfalls guten Wiener und Wienerinnen sind natürlich geblieben wie sie waren, bis auf den heutigen Tag. Die Schriften Abraham's staken voll von derben Verweisen; am interessantesten erscheint der ernste Prediger, wenn er sich bemüht, den Damen das Richtige ihrer Schönheit in eindringlichen Worten vorzuhalten, um sie zur Geringschätzung dieses Gegenstandes zu bekehren. Er hat es an grellen Farben nicht fehlen lassen, besonders in „Merk's Wien“, wo er von den Entsetzten der Pest spricht: „Kommt her“, sagt er, „Ihr Welt-Affen, Ihr Gesichter-Narren, Ihr Venus-Genossen, geht mit mir an unterschiedlich Ort zu Wien, allwo große Gruben mit viel tausend Todtenkörper angefüllt, schaut ein wenig dasjenige, was Ihr habt angebetet, und die mit ihren magnetischen Augen Euer Herz gezogen, deren Klarheit Ihr über Diamant erhoben, nunmehr stecken sie in dem Kopf vertieft und sind nichts als ausgehöhlte Wurm-Nester. Dort liegt dieselbe, deren rothe Lippen Euch über Zuckerkandel gewest, nunmehr hat der ungelöschte Kalk diese Lederbissen verzehret, daß anjeho die Zähne hervorsinken, wie einem murrenden Hund an der Ketten“ u. s. w. Sie mochten bei solch gräulichen Schilderungen wohl in sich zusammengebebt sein, die hübschen, lustigen Wienerkinder, aber Pater Abraham wußte selbst am besten, daß es ein Anderes sei um gute Vorsätze, und ein Anderes um deren Ausführung. Darum hat er ein launiges Kapitel geschrieben unter dem Titel: „Der Schub auf die lange Bank“, und anlässlich einer Predigt von der hl. Magdalena apostrophirt er das schöne Geschlecht folgendermaßen: „O Sünderin! O schändde Babelstochter! O eitle Duden und Spiegel-Sunderin! O Adeliges Frauenzimmer! die du öfters darumben nicht in die Predigt gehst, weil du vermeinst, der Prediger verfehlt dir einen Hieb in deine seidene Zoppen, folgest du nach, oder hast du bisher nachgefolgt Magdalena in dem äppigen Kleider-Pracht, so folge ihr auch nach in der Buß“ u. s. w. Er tadelt es, daß die Mädchen auf der Straße einen so beweglichen Gang nehmen, wie eine Perpendikel-Uhr, daß sie den Hals in die Höhe werfen, wie die türkischen Pferde, dadurch geben sie Anlaß zu schweren Sünden. Denn dann sagt gleich Einer zu seinem Gesellen: „Holla, Herr Bruder, der Herr Bruder soll nur die Jungfrau Nabella sehen, was das vor ein inniglich schönes Kind ist, ein Mägdel wie ein Engel, sie hat schwarze Augen, angeborne

Freundlichkeit und einen herzigen, scherzigen Gang, wahrhaftig, wenn der Herr Bruder sie nur einmal zu Gesicht bekommenete, er würde sterblich in sie verliebt. Die beste Gelegenheit, sie zu sehen, ist in der Kirchen, den sie kommt täglich in die Segen-Mess. Darauf gehen die beiden Knechtel in den Tempel, geben alle Argerniß, unterdessen lacht der Teufel hinter der Kirchenthür.

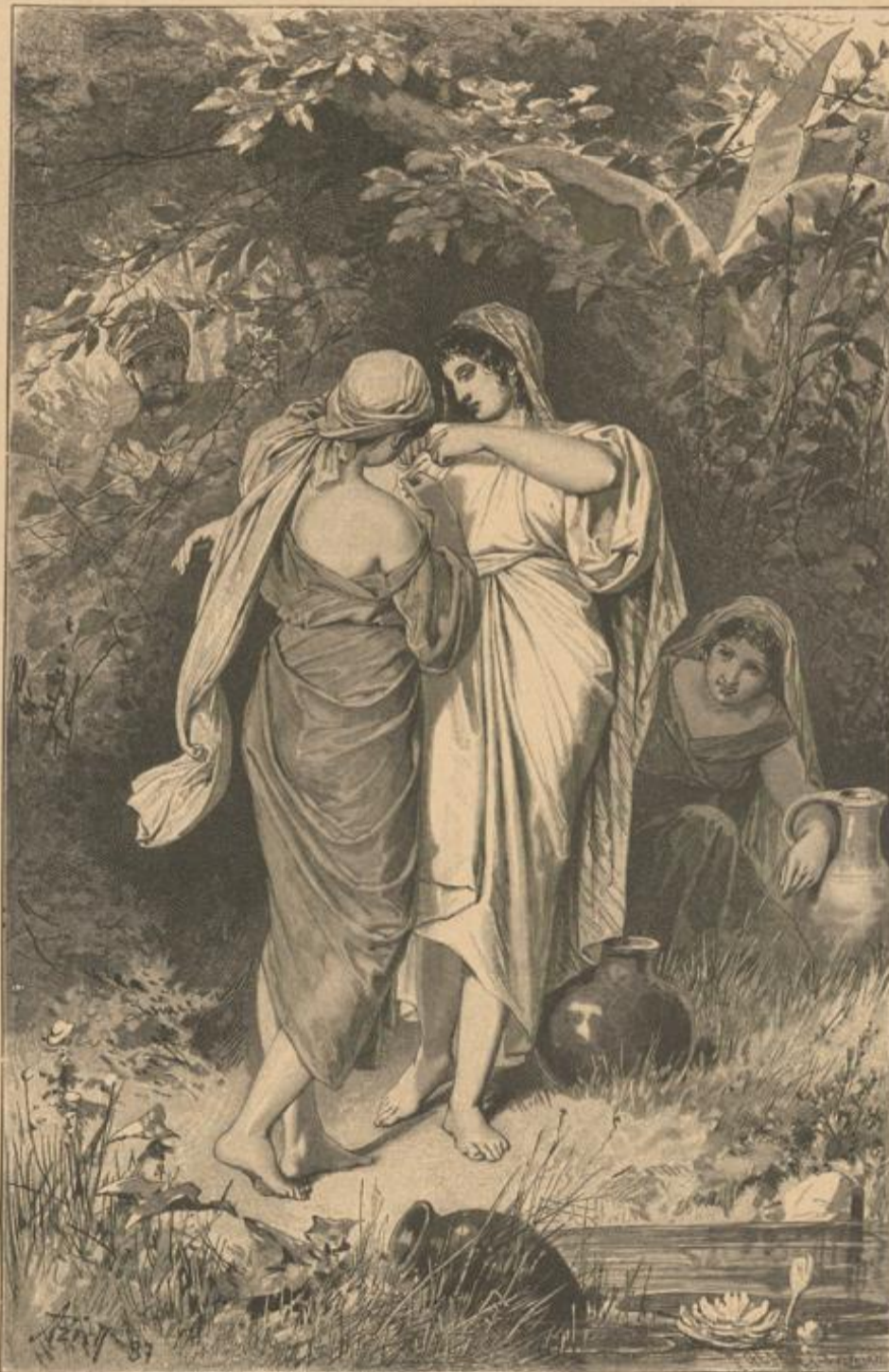
Ärgerlich ist dem frommen Mann auch die Vorliebe der Damen für den Besuch des Theaters. »Frau Mutter,« sagt die Tochter, »nur für heut bitt ich um die Erlaubniß, in die Komödie

zu gehen, denn man spielt den Doctor Faust, ist ganz und gar nichts Verliebtes!« »Ja, ja, meine liebe Lisette,« sagt die Mutter, »Du gehst mit mir, ich gehe auch in die Komödie!« Aber, bedenkt der Vater, ob man schon den Dr. Faust spielt, so kommen doch allerlei verliebte Intriguen hinein, »der Auszug der Comödiantinnen, die süßen, glatten Wort, — all' das ist sehr gefährlich.« Er hatte nicht ganz unrecht, wenigstens in Bezug auf das damals so beliebte improvisirte Schauspiel nicht, welches die Pflegestätte der Unanständigkeit war.

Eine Prachtausgabe der „Sakuntala“.

Die köstlichste Frucht, welche die indische Kunst-Poesie hervorgebracht hat, ist für immer an den Namen des Kalidasa geknüpft. Noch ist Niemand zumal seiner „Sakuntala“ nähergetreten, ohne von der süßen Anmuth dieses einzigen Werkes ergriffen wie erhoben zu werden. Von ihrem ersten

Bekanntwerden ab hat sie auch die höchste und verdienstvolle Bewunderung gefunden. Goethe wußte des Lobes nicht genug für sie, und man darf wohl sagen, daß diese Dichtung zu dem sehr Wenigen gehört, das man aus der Weltliteratur nicht wegdenken kann, ohne daß eine empfindliche Lücke entsteht. Nur daß sie freilich kein Drama im modernen Sinne ist; episch, sich ruhig und ohne Sprünge oder starke Steigerung abwickelnd, ist die Handlung, lyrisch sind die Glanzpunkte der Dichtung. So war es denn kein allzu gewagtes Beginnen, als Friedrich v. Bodenstedt es unternahm, aus dem Schauspiel ein Epos herauszuschälen und dasselbe unserem Verständniß dadurch näher zu bringen, daß er jene Motive wegließ oder abschwächte, welche zu rein indisch, unserem modernen Empfinden zu fremd sind. So hielt er es vor Allem mit dem »Ring des Nibelungen«, der im Original eine so große Rolle spielt, und hier seine Bedeutung fast ganz eingebüßt hat; daraus erklären sich die anderen Abweichungen. Er wollte eben eine Nachdichtung liefern, die ihren eigenen Werth hätte; und das ist ihm auch gelungen. Seiner ganzen Eigenart kommt der Stoff entgegen; er kann darin seine ersäunliche Formensicherheit, seine große Kunst der Schilderung bewahren. Für die ernste Pracht tropischer Waldesjamkeit, für das laute Leben in der Stadt Dushjanta's, des fürstlichen Gatten der Sakuntala, findet er das rechte Wort und den rechten Ton. Auch auf die Charakteristik hat er nicht geringe Sorge gewendet; Sakuntala selbst ist aufgezeichnet, sowohl in ihrer Goldseligkeit, die ihr die keusche Wildniß, darin sie erwuchs bewahrt hat, wie im Erwachen des fürstlichen Stolz, da sie, die Tochter des großen Väterkönigs Wiswamitra und der schönsten Nymphe aus Indra's Himmels, sich von dem zurückgestoßen sieht, als dessen Weib sie sich doch fühlt. Besonders aber Dushjanta's und Sakuntala's Sohn ist dem Dichter wohlgerathen. Wie nicht strenge Zucht, nicht Weltabgeschiedenheit das überhäumende Heldenblut des Vaters zu unterdrücken vermögen, das



ist ganz reizend gegeben. Erhalten ist das Buch bei Adolf Tzipe in Leipzig, dem großen Ausstattungskünstler, der sich aber diesmal selbst überboten hat. Als Probe bringen wir eine Illustration: Sakuntala will die Pflicht der Vätermädchen erfüllen und die Blumen des heiligen Haines

tränken. Das zu enge Gewand aber drückt die der Arbeit Ungeübte, und so muß ihr Anusfaja, ihre Gespielin, die Knoten lockern, die das Kleid an der Schulter festhalten. Im Strauchwerk verborgen, belauscht König Dushjanta die reizende Scene. Eine Biene fliegt herzu und will sich nicht verschrecken lassen; der Hüter der Mädchen bietet dann dem Fürsten Anlaß, aus seinem Versteck hervorzutreten und sich Sakuntala zu nähern. Das Bild rührt von Alexander Zick her, der auch die anderen Zeichnungen geschaffen hat, welche Sakuntala auf ihrem Lebenswege begleiten. Er hat sich dabei als würdiger Interpret des Dichters bewiesen; auch das kleinste Bildchen ist schön und erfreulich. Ueberhaupt ist uns das Buch fast zu prächtig; vom Einband in seiner vornehmen Goldverzierung, zum Druck, den zierlichen Umrahmungen der Blattseiten stimmt hier Alles. So steht denn zu besorgen, daß man das Werk bloß als Augenweide, als Zierde des Salons wird betrachten wollen, wenn es doch noch etwas Besseres zu sein verdient und wohl auch beansprucht. Es steckt eine große Fülle echter Poesie darin; die sollte Jeder genießen, in dessen Hände es kommt. Und es wird hoffentlich in recht viele kommen; alle Bedingungen zu einem Erfolge sind hier in glücklichster Weise vereinigt, und ein schöneres Geschenk läßt sich kaum denken. Sollte es aber noch eine Wirkung haben, an die Dichter und Verleger wohl kaum gedacht haben: sollte es den Einen und den Anderen zur Quelle hinführen, aus der es geflossen ist, dann würden wir ihm das als ein besonderes Verdienst anrechnen, und wahrlich als kein kleines. Denn man

hat dadurch eine Einleitung in den Kalidasa gewonnen, wie es keine bessere gibt. Auch schädigt der Alte den Modernen nicht. Beide mögen gar wohl nebeneinander bestehen — wir wüßten nichts, was wir Bodenstedt zu größerem Lobe nachsagen könnten.

Correspondenz der „Wiener Mode“.

An unsere Leserinnen. Eine Dame erucht um die Schil-
derung eines echt englischen Toilettenbildes. Wir bitten jene Damen
die einen solchen besitzen, der sich praktisch bewährt, uns mit den
Einzelheiten desselben bekannt zu machen.

Frl. Verba W. . . . in Kgram. Die Erfüllung Ihres Wunsches ist
leider unmöglich, da die Herstellung einer Nummer der „Wiener Mode“ wegen der
Höhe der Auflage ungefähr vier Wochen in Anspruch nimmt, wozu noch die
Zeit für die Anfertigung der Zeichnungen zu rechnen ist. Selbst bei der größten
Beschleunigung würden diese Bilder demnach erst am 15. Februar erscheinen
können, was gar keinen praktischen Werth hätte, da an diesem Tage der Carneval
zu Ende geht und Faschings-Toiletten schon post festum wären.

Schlichterer Versuch. Die Toilette-Zeichnungen sind für uns leider nicht
verwendbar, da der Fasching vorüber ist — vielleicht senden Sie die Handarbeitsmuster ein.
Die Zeichnungen werden Ihnen auf Wunsch zurückgestellt.

Anna K. Baden. Mit jenen Kleidern mußte der Fasching Rechnung getragen werden;
nun finden Sie weiß einfache Straßenkleider, wie wir denn überhaupt diesem Genre ganz
besondere Aufmerksamkeit zuwenden werden. Die übrigen Fehler sind, wie Sie sehen, im
Schwanden begriffen. Vielen Dank für Ihre lebendwichtige Theilnahme.

Mosert in Bietlin. Der Herr Redacteur bittet um baldige Ausführung des glücklichen
Unarmungs-Planes. Solche Beifallsbezeugungen läßt man sich gefallen! Der Schnittbogen
erscheint in jeder zweiten Nummer. Das nächste finden Sie in dieser Nummer unter Ab-
bildung 16. Ein Exemplar mit solchen Vordertheilen folgt demnach.

Blauer Abonnentin A. Danken für eingehende Kritik, um deren Fortsetzung wir bitten.
Emma Verus Tepin. 1. Zuckerln. Aus 1/2 Liter Mehl und 2 ganzen Eiern
wird auf dem Wasserbad ein feiner Teig gemacht; sollte das Mehl zu trocken sein, so mischt
man etwas lauwarmes Wasser bei. Ist der Teig schön glatt abgearbeitet, so formt man ein
Laibchen, das man eine Stunde ausgebackt lassen läßt. Darauf wird es hart weiterröndend
ausgewalkt in Biederle von etwa anderthalb Centimeter groß geschnitten, in Salzwasser gekocht
und mit geröstetem Gries rasch eingehüllt. Der Gries muß ziemlich fett sein. 2. Brause-Dimonadon-
bonbons erhält man in der Apotheke zum schwarzen Bären, L. Lupel 3.

M. M. Wies (Wöhmen). Aus der Beschreibung des Gegenstandes können wir uns doch
kein genügendes Urtheil bilden. Einlebung scheint uns das einzig Praktische.
Eine blonde Abonnentin in Rausbach. Zur schwarzen Tüll-Taille können Sie unbedingt
nur schwarze Strümpfe und Handschuhe tragen, die aber mit Gold oder Silber tambouriert
sein dürfen. Blumen sind wohl sehr elegant, doch würden wir Ihnen zu Goldschlitterbouaues
oder Goldschmutterlingen rathen. Von den Schleißen wäre nur lachende oder Gröme zu
empfehlen. Zur Beantwortung in Heft 3 kam Ihre Anfrage zu spät.

Junge Mama in F. Der Schnitt des Tragkleidens wäre Ihnen sofort zugesendet
worden, hätten Sie Ihre genaue Adresse angegeben und den Abonnementschein beigelegt. Die
aus Versehen weggelassene Beschreibung des Kinderkleidens aus dem Schnittbogen war
bereits in Correspondenz zu Nr. 3, Seite 33 nachgetragen.

Marguerite A., Schottwien. Für die Anweisung und wir Ihnen sehr dankbar. Sie ist
uns ein Zeichen besonderer Aufmerksamkeit. Ihr Wunsch soll baldigst erfüllt werden.

G. P. in Feldkirch. Die von Ihnen gerügten Uebelstände verringern sich von Nummer
zu Nummer. In Heft 3 waren zwei englische Kleider, die Ihren Wünschen, was Einfach-
heit betrifft, doch vollkommen entsprechen mußten. Auch in der heutigen Nummer sind
Modelle, die sich in billigeren Stoffen ausführen lassen, ohne den Gesamteindruck zu
schädigen.

Henriette M. 1888. Sowohl die gewünschten gebähten Bettencinige als auch das
Monogram werden in Nummer 4 oder 7 erscheinen.

Frau Emilie S. Wien. Ihren Wünschen soll Rechnung getragen werden.

Frau M. Sch. Konst. Die Erfüllung Ihres Verlangens ist aus technischen Gründen
unmöglich. Es findet sich auch im Nebenteil so manches praktische Stück, das nicht so
schnell seine Aktualität einbüßt und auch nach Monaten wertvoll ist.

Frau Adele S. J. Gerhagen. Wie gehen sofort an die Erfüllung Ihres Wunsches.

Frau Irma in Brünn. In der Nachbarschaft unseres heutigen Speisezettels finden
Sie die gewünschten Rezepte.

Frau Amalie D. . . . e. Wien. Die Ausbildung zur Industrie-Lehrerin erlangt ein
Mädchen in der Lehrerbinnen-Bildungsanstalt zu St. Anna, L. Josephsplatz, Wien. Die Vor-
leherin, Frl. Hillari, wird Ihnen die gewünschten Auskünfte erteilen. Wir glauben, daß die
Ausnahme zu Beginn des Schuljahres erfolgt — es sei denn, das Fräulein wäre fähig, die
nötigen Prüfungen über die bereits absolvirten Abtheilungen des Lehrstoffes abzugeben.

C. F. D. in Brünn. Ihren Wunsch, die Speisezettel auch auf das Souper auszubauen,
werden wir gelegentlich erfüllen. Auch die Zimmer-Rückbildung wird in der „Wiener Mode“
eingehend gewürdigt werden. Die Monogramme werden wir bringen. Die Adresse der
Färberei und Waschanstalt lautet: Ferd. Eisenberg und Söhne, L. Spiegelgasse Nr. 15, Wien.

Frl. K. T. in V. Wir bitten Sie, gelegentlich Musterarbeiten einzusenden.

Frl. M. E. in Siegen. Ihre Wünsche werden berücksichtigt.

Abonnentin in Währing. Wir bringen das Monogramme demnach.

G. R. Monogramme folgt in der Nummer vom 1. März.

S. Sch. in Virairica. Sie erlauben uns anzugeben, wie man einen „Ficus“ im
Zimmer pflegt, da bei dem Ihren, den Sie vor Jahren kauften, die unteren Blätter abfielen,
und der Stamm sehr saft aussieht. — Wahrscheinlich ist Ihr Exemplar in Folge ungenügender
Ernährung erkrankt. Wollen Sie versuchen, es zu retten, so entfernen Sie einen Theil
der Laubblätter, so weit dies ohne Verletzung der Wurzeln möglich ist, legen an deren
Stelle gute Gartenerde, welcher Sie Kaffersah beigemengt haben und gießen die so
gebildete Pflanze, so oft sie trocken ist, mit auf 40° K. erwärmtem Wasser. Viel Freude
werden Sie aber an Ihrem Pflanzling kaum erleben, denn die einmal abgefallenen Blätter
erheben sich nicht wieder. Am besten ist es, ihn im Herbst durch eine kräftige, gut
beurtheilte Pflanze aus einem Warmhause zu ersetzen. Was von den Gärtnern in Spa-
herthke zu Worte gebracht wird, ist unrichtig. Die Pflanze ist ein Baum, der Wurzeln
weitläufig der Erde, durch übermäßige Hitze getrieben, viele Blätter aber beinahe keine Wurzeln,
entwickelt hat. Unmittelbar vor dem Verkaufe wird er in den Topf verpflanzt, und bald nach-
dem er gekauft wurde, geht er zu Grunde. — Gesunde Exemplare von Ficus elastica,
dem sogenannten Gummibaume, gedeihen in jeder leichten Erde und lassen alljährlich, aber
nur in den Monaten Mai und Juni, in etwas größere Topfe verpflanzen. Sie prägen
in vollster Schönheit, da sie kein Blatt abwerfen, wenn sie einen ruhigen Platz im Fenster
oder nahe am Fenster in einem Raume bekommen, der stets gleichmäßig warm ist, so daß
die Temperatur auch bei Nacht nicht unter 14° K. herabsinkt. Man stellt demnach die schönsten
bei Vätern, Lehrern und auch in den Wohnzimmern älterer Personen, welche mehr auf gleich-
mäßig hohe Temperatur als auf gute Ventilation ihrer Zimmer achten. Die Blätter müssen
stündlich mit lauem Wasser gewaschen werden, und man hat sodann wohl darauf zu
achten, daß die Pflanze wieder genau in dieselbe Stellung gegen das Licht wie früher komme,
da sich sonst die Blätter nach der Sonne drehen und abfallen könnten. Befolgt man die hier
angegebenen Vorschriften, und verabsäumt nicht, alle Seitenriebe baldigst zu entfernen,
so gelangt es leicht, drei bis vier Meter hohe Gummibäume zu erzielen, die von der Wurzel
bis zum Gipfel alle ihre Blätter in der schönsten Entfaltung tragen. Dr. E. L.

Henriette M. Ihre Wünsche sollen erfüllt werden; wir machen Sie darauf aufmerksam,
daß die langwierige Herstellung unseres Blattes es uns unmöglich macht, dem Verlangen
unserer Abonnentinnen schneller nachzukommen.

Frl. Helene V., Halle a. S. Das von Ihnen gewünschte Reisskleid wird demnach
gebracht.

Kofin an der Wettsel. Es hängt von den Arbeiten selbst ab, wie lang wir sie
benötigen, einfache Sachen werden schnell erledigt. Die Wahl der Technik überlassen wir
Ihnen, senden Sie inwiefern etwas zur Probe ein. Vielen Dank für das Interesse, welches
Sie unserem Blatte entgegenbringen.

Charlotte Fr., Budapest. Es muß bei Schritten zum Einnähen zugegeben werden.

Ed. H. Postkoppel unferlich. Die von Ihnen gewünschten Schritte eines an-
liegenden Wergensdrehens und eines Schindrodes sollen demnach gebracht werden; leider
traf Ihre Correspondenzkarte nach Druck unseres Schnittbogens vom 1. Februar ein.

Tamenscheider in Prerau. Was wollen Sie denn für jährliche sechs Gulden noch
alles haben? Sie vergessen offenbar, Verehrtester, daß das von Ihnen citirte Pariser
Journal nicht weniger als 42 fl. jährlich, also siebenmal so viel als die „Wiener Mode“
kostet und dabei nicht einmal eine Schnittmuster-Vollage bringt.

Frau Sander in Regu-Karoly. Wollen Sie jederzeit über uns verfügen.

Frau M. P. in Siegen. Wie haben Ihr Schreiben dem „Wiener Frauen-Erwerb-
Berein“ zur Erledigung übergeben.

Schneiderin in Karlsbad. Wir sind allerdings bereit, Schritte nach Maß gratis zu
liefern, aber, wie aus der diesbezüglichen Anzeige hervorgeht, nur von den in unserer



Blatte abgebildeten Toiletten. Wenn Sie Schulte von anderen Städten
wünschen, so wollen wir Ihnen dieselben gegen Ertrag unserer eigenen Aus-
lagen besorgen.

Frau V. Weiß, Pulkau. Das gewünschte Garn erhalten Sie bei
Kowotun, L. Kreisingergasse 4, Wien, oder bei Th. von Dilmont, L.
Stephansplatz, Wien. Die Nummer können wir Ihnen nicht angeben, da
Sie zu bemerken vergessen, zu welcher Technik und zu welchem Muster Sie es
benötigen. Eine also specificirte Anfrage beantworten wir sofort.

Frau Anna Postkoppel IV. Bezirk. Ihre kleine Notiz ist, wie
Sie sehen, schon gebracht. Wir werden gerne Ihre „Einsätze“, wie Sie es
nennen, prüfen, und dieselben zum Abdruck bringen, wenn sie etwas Neues,
originell Beobachtetes bieten. Sie haben Recht, eine bejahrte Hausmutter weiß
Manches aus Haus und Hof, aus Küche und Kinderstube, was jüngeren
Müttern zu wissen nützlich sein mag.

Frau S. E. . . . g. Regu-Karoly. Das von Ihnen gewünschte Rezept einer Kastanien-
Torte möge hier Platz finden: Man schält 10 Stück sehr große gebratene Kastanien und reibt
sie nach ihrem gänzlichen Erkalten auf dem Reibeisen, reibt sie durch ein Sieb und gibt sie
nebst 7 Zela getrockneten Mandeln, Zimmt und Citronenschale zu einem Abtriebe von 10 Zela
Butter, 3 Dottersch, 7 Zela Zucker; dann kommt der Schnee von 3 Klar dazu. Man läßt die
Masse in den Tortenreiß, legt dann etwas Laitenpulver oder sonstige Fruchte ein, füllt den
Reiß nach, bestreicht die Oberfläche mit Ei, freut groß getrockneten Zucker darüber und läßt
die Torte im heißen Rohr. Man kann sie auch ungefüllt backen, mit einem scharfen Messer
durchschneiden und mit Oberschäumen füllen. In diesem Falle ist es besser, mit Vanille zu
würzen, als mit Zimmt und Citronenschalen.

Frau Ida v. S., Pest. Wir bitten Sie, uns eine Stoffprobe zu senden; dann soll
sofort das Gewandstück besorgt werden.

Abonnentin. Zur Toilette Nr. 22 im II. Heft der „Wiener Mode“ benötigten Sie
2 1/2 Meter Verfall. Derselbe kostet 6 bis 25 Gulden per Meter und ist am wohlfeilsten bei
H. Perzmannsky, VII., Mariahilfsstraße 26 zu finden.

Correspondenz von „Im Boudoir“.

A. U. in D. Schön empfunden, aber in der Form zu unfertig. Wenn Empfindung
ohne Technik genügt, dann wären Ihre Verse druckreif, so aber müssen wir dieselben
baldenk abbleiben.

Abonnentin Claire, genannt das Auerl, Wien. aber ich bitte Sie recht
schön, Herr Redacteur, mit in Berlin zu antworten. . . . — Was Sie will das Auerl?
Keine wänscher Fräulein Claire? Ach! wiech ein gelagter Mannert ist doch doch ein Redac-
teur; Redigiren, corrigiren, hier ein e hin, dort ein weg, und nicht die Geduld verlieren,
denn das ist sein Lebensweg. Doch wer sagt, geehrte Dame, daß wir garais Verse drehen?
Nicht denn so was im Programm? Ich bedachte zu verwechseln, aber treibet mit uns Dank;
Schritte geben wir nach Maß jeder Abonnentin, bitte, Taktvollschritte, Verwechlung ist, o
Fräulein von der Wien, gerne Euch ansehn beschreiben; ganz gedult Euch auf're Schere,
aber — schont die Redacteurs!

„Terzina.“ Sie haben Recht! Man kann im Reizig-Spiele auch eine Cainte (Sequenz)
in einer Farbe, welche nicht Kraut ist, anlegen. Derselbe zählt 150, und zwar so oft, als
man mit einer Karte aus derselben einen Stich macht. Es ist dies oft ein sehr erfolgreiches
Mittel, um mit Euren aus dem Double zu kommen.

J. v. B. in Pabud. In der Weihnachts- ist für uns nicht verwendbar.
Herrn Hugo Ebermann in Bonn. Dichtregal am Frauenbun? Klingt verlockend,
paßt aber leider nicht für uns. Wir werden Ihnen dieses Glück zurückschicken. Ungewöhn hat
uns Ihre Mittheilung interessirt, daß Sie Shakespeare's „Hamlet“ verbessert haben. In
Ihrer Berlin wird Ophelia aus dem Wasser gezogen, vom Wahnsinne curirt und von
Hamlet geheiratet. Daß Sie diese Bearbeitung gerade in unserem Blatte veröffentlichen
wollen, ist ein ganzes Wunder. Den zweiten Act gedenken Sie uns nicht früher zu schicken,
als bis der erste gedruckt und bezahlt ist. Da haben Sie Recht! Um Sie nicht eines so kost-
baren Verlustes zu berauben, werden wir auch den ersten Act ungedruckt lassen — die Reind-
heit ist für den neuen „Hamlet“ noch nicht reif.

Ein „Vertrauer“ in Wien, Landstraße. Sie schreiben: „Vielleicht erbarmt sich die
gnaunme — ich will sie küte nennen — meiner, wenn Sie nachfolgende Verse liest, die einer
fächerlichen Stunde ihrer Aufsehung herabst.“ Aus selbst, Verehrtester, hat Ihr Poem so
sehr gerührt, daß wir unsern Hauskünstler beauftragt haben, Ihre Klage, welche aus das
Schreckliche ahnen läßt, zu illustriren. Hier folgt Ihr Gedicht und unsere Illustration:

So sehr ich beim . . . und meine Seele blüet!
Aus laulend Wunden grüht der wilde Schmerz . . .
Ach, Angertrau, wie häß' ich vermuthet,
Daß Tu mir also brechen wirst das Herz.

Der Deinen Herz belang in hundert Liedern,
Ach, welches Weh' mir, halbe, brachst Du!
Und weil Tu meine Lieb' nicht kann erwidern,
Wen' ich der Leher jert den Rücken zu!

So sehr ich beim . . . verloren, ohne Reiter . . .
In finster Träume ganz vertieft den Sinn,
Der Regen brömt, — es ist ein Selbstmordwetter . . .
Wer weiß, Geliebte, wo ich morgen bin? —

Ein beider Mittel, Ihre Dolde zu rühren, wissen wir nicht.
Hoffentlich sind Sie bereits in der Lage uns mitzutheilen, wo Sie
„morgen“ waren? Es würde uns sehr interessieren. Und nun noch einen
Rath: Halten Sie weiter Ihrer Leher den Rücken zugewendet.

Herrn C. Scarsin. In Spät!
Gießblüthen. Es ist sehr schön, daß Sie Ihre Beschreibungen zu jenem Blatte abdrucken,
weil Ihnen seine Tendenz widerstrebt. Daß Sie aber Ihre Verse nunmehr uns senden, das
erlauben Sie schon, ist gar nicht schön. Wenn Sie in „Unter Rath“ sagen:

Stiel sind der Jugend Träume,
Nad die Verhellung vom Glück
Verflucht ist wie Welken Schäume,
Nächt Enttäuschung nur zurück!
so ist das wohl wahr, läßt sich aber schwer standiren; das Gleiche gilt auch für die Strophe:

Male nicht mit Reinerfarben
Dir das Leben lieblich aus,
Tellen Kampf bringt Hefe Karben,
Doffnung! dauert oft ein Kartenhand!

in der uns auch das Andringenszeichen nach Hoffnung überflüssig erscheint; was aber endlich
den Vers

Was auch die Jugend sich verpricht,
Das arme Herz wird doch gebrochen,
Denn die Zukunft hält oft nicht
Was die Gegenwart versprochen.

anfangt, so möchten wir uns die Bemerkung erlauben, daß er denn doch nicht so ganz zweifel-
ohne ist. Was Sie von der Zukunft sagen, das stimmt; sie ist schon einmal so, die Zukunft.
Aber das arme Herz wird nicht immer gebrochen. Bitte, liebes Fräulein! lassen Sie milde,
geben Sie Ausnahmen zu! Es wäre zu traurig, wenn es nicht derlei gäbe! Dürfen wir hoffen?

Frau Anna S. in Prag. Wenden Sie sich an eine gute Lebensversicherungs-Gesellschaft,
z. B. an die dortige Versicherung des „Cescherischen Föhning“, die Ihnen alle gewünschten
Auskünfte erteilen wird.

A. M., Kremier. Für die Aufmerksamkeit, die Sie unserer Epilede widmen, besten
Dank. Ihre Vertheiligung des armen Fräulein A. B. scheint uns so rathselhaft, daß wir
sie an dieser Stelle besprechen. Wir erklären feierlich, daß man Fellehen und heiligen
in Heilen einer poetischen Hungersnoth als Keime genießen darf, aber unter normalen
Verhältnissen wird man gut thun, darauf zu verzichten.

„Kuchhader.“ Wir glauben von der Veröffentlichung der Namen der Käthelböcker
absehen zu sollen, da dieselbe sehr viel Raum beansprucht, der nützlich verwendet werden
kann. Solche Veröffentlichungen dienen doch nur der Belästigung einer recht kleinen
Circel und haben für die große Mehrzahl der Leser gar kein Interesse.

Emma V. Daß Sie den Lösungen Ihre Kritik beigelegt haben, war uns ganz besonders
erfreulich. Das ist's ja, was die Käthel liest, daß sie auch gelöst noch gefallen.



Die Küche des Mittelstandes.



Speisezettel

vom 16. bis 29. Februar 1888.

Donnerstag: Brotsuppe mit Ei (aus Knochen und Fleisch-Extract); gedünstete Rostbraten mit im eigenen Saft geschmorten Kartoffeln; Anisbrotchen.

Freitag: Benschelsuppe; polnische Karpfen mit Griesknödeln; gebakenes Hirn; Keffel im Schlafrock (in Butterteig gebakten).

Samstag: Nudelsuppe; Rindfleisch mit Kappernsauce und Reis; Brot-pudding mit Rothweinsauce.

Sonntag: Einnachsuppe (Kastensuppe mit Entenlein und Karfiol); Kieler Sprotten; Entenbraten mit Kastanienpurée; Bisquit mit Oberschäum.

Montag: Julienne (aus Knochen und Fleisch-Extract); Wildschweinsbraten mit Hechepeterschensauce und Semmelknödeln; Käse.

Dienstag: Schöberlsuppe; Rindfleisch mit Goldbräun; Fogatscherln mit Grammeln.

Mittwoch: Gränerbs-Kräutersuppe*); griechische Beefsteaks mit Salzgurken; Aprikosenschäum.

Donnerstag: Suppe mit Leberreis (aus Knochen und Fleisch-Extract); Saftbraten mit Nohscheiben; Kaiserschmarrn.

Freitag: Froschsuppe; Kal mit Fricassée und Croutons; Chocoladestruhel mit Crème.

Samstag: Suppe mit Reibgerst; Rindfleisch mit sauren Rüben; Scheiterhaufen.

Sonntag: Verfeinertes Suppe mit gebähter Semmel (aus Knochen und Fleisch-Extract); Appetitbröckchen; Trüffelragout aus Hühnern**), mit Butterteig garnirt; Kaffeebröck.

Montag: Kartoffelsuppe mit Würsteln (Einbrennsuppe); Schweinschlagel mit Krautsalat; Giardinetto.

Dienstag: Fledersuppe; Rindfleisch mit Spinat; Hirnpofesen.

Mittwoch: Schilckrapensuppe (aus Knochen und Fleisch-Extract); gerollte Rostbraten mit Nohscheiben; Palaschinken (Omelette mit gefüllter Topfschale im Rohr gebakten).

*) Wir beabsichtigen, unsere Leserinnen der Reihe nach mit jenen Küchenpräparaten bekannt zu machen, die eine rasche und sparsame Bereitung wohlgeschmeckender Gerichte ermöglichen. Zu oben erwähnter Gränerbs-Kräutersuppe verwendet man die unter den Namen „Potage Maggi“ in den Handel eingeführte Tafel, im Gewichte von 100 Gramm, für 6 Portionen reichend; die Gebrauchsanweisung liegt bei. Wir erwähnen, daß die Suppe an Wohlgeschmack gewinnt, wenn man sie mit einem Eigelb aufsprudelt und über geröstete Semmel- oder Brotschnitten gießt.

**) Zum Trüffelragout verwendet man den Maggi'schen Trüffel-Extract, von dem einige Tropfen genügen um die kostspielige Beigabe frischer Trüffel zu ersetzen. Wir warnen vor zu starker Beimischung dieser Würze, wodurch der Wohlgeschmack ebenso beeinträchtigt wird, wie durch das „zu viel“ bei der Verwendung von Fleisch-Extract.

Anna Förster.

Anhang zum Speisezettel.

Griesstrudel. Ein halber Liter feines Mehl wird mit 1 Ei, 2 Dela Butter, einer Prise Salz und so viel lauem Wasser als nötig, auf einem Brett so lange abgearbeitet, bis der Teig Blasen wirft. Dann formt man ein Laibchen daraus, das man eine Stunde zugedeckt rasten läßt. Darauf wird der Teig auf einem Tuch in der gewöhnlichen Weise ausgezogen. Zur Fülle röhrt man einen halben Liter Gries mit 14 Dela Rindschmalz und 4 Eßlöffel Semmelbröseln gelblich, überbräut die Masse mit einem halben Liter siedendem Salzwasser und läßt die Feuchtigkeit unter fortwährendem Rühren auf dem Herd verdunsten. In diese Fülle ausgekühlt, so streicht man sie auf den Strudelteig, rollt denselben zusammen und drückt Stücke in beliebiger Größe mit dem Stiel eines Kochlöffels ab. Man muß darauf sehen, daß die Enden gut schließen, sonst löst sich die Fülle heraus. Die Strudeln werden in Salzwasser gekocht, mit gerösteten Semmelbröseln und gebräunter Butter dressirt.

Hefenknödel mit Powidl. Man macht ein Dampf aus 2 Dela Ferkelhefe, 1 Eßlöffel lauer Milch, 1 Kaffeeöffel Zucker und 2 Kaffeeöffeln Mehl und läßt es in einem Töpfchen aufgehen. Während dieser Zeit treibt man 14 Dela Butter schaumig ab, mischt einen halben Liter feines Mehl, 1 ganzes Ei und 1 Eibutter, eine Prise Salz, das aufgegangene Dampf und so viel laue Milch als nötig bei und schlägt den Teig mit dem Kochlöffel fein ab. Darauf läßt man ihn zugedeckt an einem warmen Orte aufgehen, legt faustgroße Stücke davon auf ein bemehltes Brett, formt sie rundlich und läßt sie nochmals etwas aufgehen. Diese Knödel müssen sehr sorgsam gekocht werden. Man legt sie in siedendes Salzwasser, worin sie eine Viertelstunde kochen, sie dürfen aber nicht auf dem Boden der Pfanne aufliegen. Sie werden mit zerlassener Butter begossen, mit gezuckertem Mohr bestreut und mit verdünntem Powidl (Pflaumenmus) servirt.

Nummer 4. 15. Februar 1888. I. Jahrgang.

„Wiener Mode“ mit der Beilage „Im Boudoir“
erscheint am 1. und 15. jedes Monats.



Abonnements-Preis:
Für die österr.-ungar. Monarchie
ganzjährig fl. 6.—, halbjährig fl. 3.—,
vierteljährig fl. 1.50. — Für Deutschland:
ganzjährig Mk. 10, halbjährig Mk. 5,
vierteljährig Mk. 2.50. — Für die übrigen
Länder Europas: ganzjährig Fres. 13.40,
halbj. Fres. 6.70, viertelj. Fres. 3.35.

Einzeln Nummern
30 fr. — 50 Pfg. — 70 Centimes.
Man abonniert am besten mittelst Post-
anweisung direct bei der Administration der
„Wiener Mode“, Wien, I., Schottengasse 1,
sowie bei jeder besseren Buchhandlung und
Postanstalt. Probenummern werden auf
Wunsch gratis und franco zugesendet.

Übernahme von Annoncen:

Für Österreich-Ungarn bei der Administration der „Wiener Mode“ und sämtlichen
guten Annoncen-Bureau. — Alleinige Annahmestelle für Deutschland und die Schweiz
bei Rudolf Wölle in Berlin, Zürich und dessen Filialen. — Alleinige Annahmestelle
für Frankreich, Belgien und England bei John F. Jones & Comp., Paris,
Rue de Valenciennes 10.

PRAG-RUDNIKER KORBFABRICATION
Wien, VI., Martialisergasse 25.

Alle Arten Korbwaaren
in reicher Auswahl.
Papierkörbe
Höchst praktisch
für Damenschneiderel.

Schwer verstellb. Tafelbesteck.
Ganze Bütte, nach Mass fl. 3.50
Portversendung nur 45 kr.

Chinasilberwaaren-Fabrik
Conraetz.
CHINASILBER
SCHUTZ MARKE
CONRAETZ-WIEN.
Nur IV., Louisengasse 15.
Illustrirte Preiscurante gratis und franco.

Bernhard Kohn's Clavierfabrik
u. reichhaltigst. österr.
Verkaufs-
und
Leih-Etablissement
Verl. Himmelpfortg. 20.
Claviers
von Steinway & Sons;
Harmoniums von Mason & Hamlin in Boston.

Westfälischer Pumpernickel
Postcoll. Mk. 1.70 frei Nachnahme empfiehlt
Adolf Horn, Siegen (Westf.)
Pumpernickel-Fabrik.

Modistinnen u. s. w.
werden hierdurch darauf aufmerksam ge-
macht, dass sie am billigsten alle Hut- u.
Ballblumen bis zum feinsten Genre bei
Karl J. B. Lehmann, Blumenfabrik,
Dresden, kaufen, da die Firma nicht raizen
lässt und somit alle Spesen spart. — Aus-
wahlsendung auf Verlangen sofort bereit-
willigst franco zu Diensten.

Wer kauft gute
KANARIENVÖGEL?
Preisliste franco.
Frau L. Maschko, St. Andreasberg i. H.

Alter Spitzeneinkauf
zu allerhöchsten Preisen nur Novarg 18,
als Brüsseler, Points-, Kirchen- u. Kloster-
spitze. Selbe können schmutzig, noch so
arg zerrissen sein. Gilt nur Ueberzeugung
im alten, bestrenommirten Spitzengeschäft
Friedrich, II., Novaragasse 18,
I. St., Th. 8. Auch brieflich. 52

J. EBSTEIN, WIEN,
I., Annagasse 12.
COMPOTS
Marmelade, Himbeersaft, Paradies,
Mixed-Pickles, Erbsen, Trüffel.

privileg. Alpenblumen-Pasta!
Pâte aux fleurs des Alpes déposés.
Vom k. k. patholog.-chem. Institut unschädlich befunden.
Diese Pasta entfernt radical und schmerzlos binnen 10 Minuten
jede unreine, verdorbene Gesichtshaut; sicherstes Mittel zur Erlangung
eines frischen, jugendlichen Teints. Prospects gratis u. franco. — Dosen
zu fl. 1.50 u. fl. 3. — Alpenblumen-Crème, gegen Sonnenbrand, fl. 1.50
per Dose; Alpenblumen-Puder, 80 kr. per Dose.
Haupt-Depôt: **Hermann Streif, Wien, VI., Windmühlgasse 16.**
Zu beziehen durch alle bedeutenden Parfümerie-Geschäfte und
Apotheken Wiens, der Provinz und des Auslandes.

Die k. k. Hof-  Musikalienhandlung

ALBERT J. GUTMANN

Wien, Operngasse, Arcaden der k. k. Hofoper,
empfiehlt ihr reichhaltiges
Musikalien-Leihinstitut.

Abonnementsplan gratis und franco.

SALZERBAD KLEINZELL bei Hainfeld (N.-O.)
Luft-Terrain-Bade- u. Curort mit Mineralquellen, ähnlich Carlsbad, Marienbad, jedoch
ohne Toilettenaufwand.

Das Modernste in Handschuhen
für Bälle, Concerte und für Strassentoiletten, zum Eislaufen, Fahren, Reiten etc. findet man nur im
Handschuh-Waarenhaus von J. A. Kment,
C. Furtmüller's Nachfolger,
Wien, I., Goldschmiedgasse Nr. 9.

NB. Meine Novitäten werden stets im Modereport der „Wiener Mode“ als tonangebend besprochen und abgebildet.

Für Damenschneiderinnen und Wiederverkäufer
empfehlen zu ermäßigten Preisen:

Echtes Fischbein, 66 cm lang, Pfd. Mk. 17.—
Poirtes Horn-Fischb in, g-locht,
Länge 18 20 22 24 26 28 35 cm
Pfund 3.50 4.50 6.— 7.50 Mark.

Stahlsangen in Hohlband, 18 bis 26 cm lang, roth, grau u. weiss, Gross M. 2—
Tournuresstäbe, sortirt, 40 bis 70 cm lang, Gross M. 4.—
WOLFF & COHN, STETTIN.

Kunst- und Mode-Stickerei-Atelier
J. F. Vollath
Wien, VII. Bezirk, Schottenfeldgasse Nr. 95

empfiehlt sich zur Ausführung feiner Stickereien in Seide, Chenille, Perlen, ebenso in schöner Ausführung von Maschinestickereien in Soutache-, Zierstich- und Flechtstickerarbeit.
Mode-Stickereien und Tabliers von fl. 7.— bis fl. 800.—.

BONBONS
Thee- und Dessert-Bäckereien
Zuckerwaren-Fabrik
D. ULLMANN'S SÖHNE
Wien, Sechshaus, Hauptstrasse 19.

Preislisten gratis und franco.

Johann Ramharter
ATELIER
für
Büstenmodelle, Probierkörper,
Wachsbüsten, Costüm-Figuren, Niederbüsten, alle Arten Cachée-Artikel und Auslage-Gegegenstände.
WIEN
I., Tegethoffstrasse 7 (Kärntnerhof).

Czerny's berühmte Original-
Orientalische Rosenmilch
verleiht einen so zarten, blendend weissen
jugendlich frischen Teint
wie er durch kein anderes Mittel erzielt werden kann: ausgezeichnet gegen Leberflecke, Sommersprossen, Wimmerln, Mitesser, unschöne Gesichtsröthe, Sonnenbrand, alle Blüthen und Unreinigkeiten der Haut; beseitigt jeden gelben oder braunen Teint und eignet sich gleich gut für alle Körpertheile (absolut unschädlich) I H. Balsaminenseife hierzu 30 kr.

CZERNY'S Orientalisches Damenpulver
(Poudre), das Beste in seiner Art: weiss, rosa, gelblich und chamois à 40 kr.
Ferner die besten unschädlichen **Haarfärbe-Mittel**, Seifen und Parfümerien.
ANTON J. CZERNY, Wien, I., Wallfischgasse 5.
Ausführliche Prospekte über meine sämtlichen Specialitäten gratis und franco.

Gratis und Franco
versendet die Firma:
J. C. Schmidt
Erfurt
(Tel.-Adr.: Blumenschmidt.)
ihren mit 500 Illustrationen und Buntdruck nebst 1000 Anweisungen versehenen
Samen- u. Pflanzen-Katalog.



Landes-Curanstalt
Rohitsch-Sauerbrunn.
Steiermark, Südbahnhof Pöltschach
Saison Mai-October
Tempelquelle Styriaquelle.
Seit Jahrhunderten berühmte Glaubersalz-Säuerlinge
Trink- und Badercur-Kaltes-wassercur, Molkencur, etc.
Haupt-Indication:
Erkrankung der Verdauungsorgane.
Comfortabler Aufenthalt. Prospekte gratis d. d. Direction.

Gempelquelle.
an Kohlensäure auch vorzügliches diätetisches Getränk und mit Wein oder Fruchtsäften gemischt.
angenehmstes Erfrischungsgetränk.

Beide Quellen zu beziehen: in Wien Hauptdepôt: K. k. Hof-Mineralwasser-Niederlage, I., Wildpretmarkt 5, sowie in allen grösseren Mineralwasser-Handlungen in Wien und in der Monarchie und bei der Direction in Sauerbrunn.

Schweissblätter, mehr als 200 Sorten eigener Fabrication, wasserlicht garantirt.
Tailienfedern aus feinstem Uhrfederstahl Praktischer Ersatz für Fischbein.
Fischbein, echt und Imitation. Vorzügliche Qualität und bestes Fabricat.
Zu haben bei
Adler & Reiner, Wien, I., Esslinggasse 7 (Franz Josef-Quai).
Muster auf Verlangen franco.

MIEDER-
Erzeugung.
IGN. KLEIN, WIEN
VI., Mariahilferstr. 45
FILIALE:
Wien, I., Stefansplatz, Thonethaus.



Bestellungen nach Mass oder Muster in 24 Stunden. Nicht-convenientes wird bereitwillig umgetauscht. Preise von fl. 2.50 bis fl. 12.— und höher je nach Façon und Qualität.
Mass über's Kleid erbeten.

A-B. Taille. E-F. Hüftenweite.
C-D. Umfang von Brust G-H. Leibhöhe.
Rücken. H-J. Ganze Länge.

Berausgeber: Wiener Verlagsanstalt G. S. G. & H. G. Redaction: des Modereport: Jenny Neumann, der Handarbeit: Marie Bergmann, der Bei der „Im No boh“: Ferdinand Gies. Für die Redaction verantwortlich: August Fiecht, Farbe von F. Wäde. Schriften von Brendler & Markowsky, I. L. Hoflieferanten, Wien. Druck und Papier: „Steyrermühl“. Für die Druckerei verantwortlich: Albert Pichl.